

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338351](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338351)

wird sich schon einmal schicken. Ich will es dir jetzt nur bekennen: ich habe das Klopfen gehört. Einen Augenblick habe ich ans Aufmachen gedacht. Aber ich habe halt am Abend das Büblein ein wenig zu mir ins Bett genommen; da ist es mir dann eingeschlafen, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, das Kind zu wecken. Gelt, du nimmst mir das nicht so arg übel?"

„Wenn ich dir das übelnähme, dann würdest du mich besser nach Australien weiter schicken.“

Das hat sie gern gehört. Ganz unvermittelt nimmt nun die von ihr vorhin angetönte Kußfrage bereits feste Formen an. — —

Fünf oder sechs Tage lang haben wir daheim auf der Wehrtanne nicht gewußt, daß der Heier nur bis zum Haberen hinabgekommen war. Eines Abends beim Nachtesen hat die Mutter sich seinetwegen besonders schwer gehärmt. „Ach — jetzt ist der Heinrich vielleicht schon auf dem großen Weltmeer. Ich hab' eine Ahnung, daß ihm das Heimweh fast den Tod gibt... o — wenn er gar in seiner Not ins Wasser springen würde! Und die Haifische schwimmen um das Schiff herum mit ihren aufgesperrten Rachen, wo man mit einem Fuder Heu einfahren könnte!"

Da bringt der Briefträger Schoch den Brief aus Australien. Ich habe die Schrift gleich erkannt. Der Brief war nur auf ein ausgerisenes Schulheftblatt geschrieben, er lautete:

„Liebe Eltern und Geschwister! Ich bin denn also glücklich in Australien angelangt, die Gegend gefällt mir gut, und ich gedenke zu bleiben. Wenn ihr mir schreiben wollt, so ist die Adresse: Frau Witwe Verena Gutknecht, geborene Mäder, auf der Haberen, Post Steiniggrund. Von wem, werdet ihr wohl erraten. Nur damit der versprochene Brief nicht vergessen bleibe.“

Der Vater ist gleich am andern Tag hinabgegangen und hat dem Nichtsnutz die 500 Franken wieder abnehmen wollen; aber die sind schon in einem andern Säcklein gewesen. Zu mir hat der Heier, als er nach dem Heuet zum erstenmal mit seiner hübschen Braut Vrene heim auf Besuch kam, hinterm Hause gesagt: „Du, Urech, wenn du von Australien eine Ahnung hättest, du würdest schon morgen dorthin abdampfen. Ich behaupte steif: es gibt keine zweite Welt, die es mit der unsrigen aufnehmen kann! Ich freue mich nur immer auf die vielen, vielen Jahre, die noch vor mir sind, und von denen immer eines schöner als das andere sein wird...“

## Unsere Heilkräuter

Das alte Wissen um die Heilwirkung der Pflanzen ist in unserer Zeit fast verloren gegangen, weil wir raschlebenden Menschen eine schnelle und augenfällige Wirkung der Arznei spüren wollen. Tabletten, Pillen und chemische Präparate wirken in kurzer Zeit, man kann die Gabe nach Stärke und Menge genau bemessen. Aber die Heilwirkung der Pflanzen hat trotzdem ihre Bedeutung behalten, denn das Arzneibuch der Apotheker führt eine sehr große Zahl von pflanzlichen Heilstoffen an. Die Homöopathie verwendet die Heilpflanzen aber auch als wichtigste Grundlage ihrer Arzneien. Die Wirkung der Heilpflanzen als Arznei kann nur der Naturforscher und der Arzt richtig erkennen und anwenden. Die einsichtige Hausfrau und Mutter verwendet gern Wildkräuter und Heilpflanzen als Vorbeugungs- und Heilmittel in gesunden und kranken Tagen für

die Familie. Es sollen hier einige der einheimischen Heilpflanzen aufgezählt werden, die wir selbst sammeln und anwenden können.

Man sammle im Sommer die wohlriechenden Würz- und Heilpflanzen, die in Garten und Feld, in Wiese und Wald in großer Fülle wachsen, um sie als Tee oder Arznei das ganze Jahr über bereit zu haben. Als Tee für den Familientisch eignen sich besonders die Blätter von Erdbeeren, Brombeeren und Himbeeren. Diesen kann man, um einen aromatischen Geschmack zu bekommen, Thymian, Waldmeister, Pfefferminze oder Melisse zufügen. Lindenblütentee und Holunderblütentee ist mit Honig gesüßt ein gutes, schweißtreibendes Mittel bei Erkältungskrankheiten. Ebenso wirken Kamillen- und Pfefferminztee schweißtreibend. Sie können eine auftauchende Grippe abwehren.

Außerdem kann man Kamille und Arnika-  
aufguß zusammen zu Umschlägen bei Ent-  
zündungen und als Wundheilmittel verwen-  
den.



Gegen Blutarmut ist man grüne Salate  
von Brunnenkresse, Löwenzahn, Brennessel,  
Huflattich, Melisse und Zichorie. Rainfarn,  
Löwenzahn, Hirtentäschelkraut, Gauchheil  
und Brennessel sind reich an Natron. Sie  
wirken heilend bei Gicht und Stoffwechsel-  
krankheiten. Alle Kreuzblütler besitzen  
starke Heilkraft gegen Gallen- und Blasen-  
steine. Kieselsäurehaltige Pflanzen wie der  
Schachtelhalm, der Vogelknöterich, außer-  
dem Grütze von Gersten- und Hirsekörnern  
werden als Heilmittel gegen Lungenleiden  
angewendet. Salbeitee gibt ein wohlriechen-  
des Gurgelwasser. Es wirkt heilend bei  
Mund- und Halsentzündungen. Salbeitee  
kann auch zu Mundspülungen bei Wurzel-  
hautentzündungen und bei Geschwüren im  
Mund verwendet werden. In der Brennessel  
haben wir ein vorzügliches Mittel zur  
Pflege des Haares. In einem Liter Wasser  
werden 100 g getrocknete Brennessel ge-  
kocht, etwas Essig zugesetzt und damit die  
Kopfhaut massiert. Brennesselwasser und  
Birkenwasser sind ein hervorragendes Mittel  
gegen Kopfschuppen. Der Wurzelstock des  
Wurmfarns wird gegen Bandwurm und Ein-

geweidewürmer angewendet. Gegen Magen-  
schmerzen helfen das Hirtentäschelkraut,  
Wermut und Schafgarbe.

Arnika (Bergwohlverleih) ist die wert-  
vollste der heimischen Heilpflanzen. Die ver-  
dünnte Arnikatinktur wird bei Quetschun-  
gen, Verstauchungen und Entzündungen an-  
gewendet. Sie wirkt schmerzlindernd und  
heilend. Innerlich wird Arnika gegen Mag:n-  
und Darmkatarrhe, gegen Magenkrämpfe,  
gegen Gicht und Rheuma als gutwirkendes  
Heilmittel verwendet.

Diese kurze Aufzählung von heimischen  
Heilpflanzen zeigt schon, in welch mannig-  
faltiger Weise sie als Hausmittel zur Vor-  
beugung gegen Krankheit und zur Pflege der  
Gesundheit dienen können. Wir trinken sie  
in Form von Tee zur Erquickung in gesunden  
und kranken Tagen. Man kann sie als Vor-  
beugungsmittel, als schmerzstillende und hei-  
lende Mittel in verschiedener Form zur in-  
nerlichen und äußerlichen Behandlung bei  
herannahenden Krankheiten verwenden. Un-  
sere Heilpflanzen sind ein kostbares Geschenk  
der Natur für uns Menschen.

Otti Streicher



Aufn.: Müller, Freiburg

Stein b. Pforzheim



# Selle Vögel

Ein Wahlgeschichtchen

Es war in früheren, schöneren Zeiten, als in Deutschland noch Milch und Honig floß, wieder einmal Landtagswahl. Einer der Kandidaten hatte eine Wahlversammlung auf einen Sonntag Nachmittag in einem der größten Bauerndörfer seines Wahlbezirkes angesetzt. Für das bessere Verstehen muß hier vorausgeschickt werden, daß der Herr Kandidat ein großer Jäger vor dem Herrn war. Er hatte deshalb und außerdem, weil es ihm seine Mittel erlaubten, mehrere Jagden, die miteinander zusammenhingen, in der Gegend gepachtet. Weil er aber auch gleichzeitig ein Feinschmecker war, den es ab und zu nach einem knusprigen Fasanenbraten gelüstete, hatte er eines schönen Tages etzliche Pärlein dieser hübschen Vögel in seinen Jagdrevieren einsetzen lassen. Sie hatten sich bald gut eingewöhnt und da sie in den ersten Jahren größte Schonung genossen und das Raubzeug niedrig gehalten war, sich auch stark vermehrt. Die Bauern aber spendeten auf ihren Mais- und Getreide- und sonstigen Äckern reichliche und abwechslungsvolle und vor allem für den Jagdherrn billige Atzung für die Vögel. Von Hunger und schlechter Ernährung konnte also keine Rede sein. Und das „Mein“ und „Dein“ war für sie auch nur insofern vorhanden, als sie das für ihr Eigentum ansahen, was sie für sich selbst als brauchbar befanden. Die Wahl stand ihnen ja unentgeltlich frei. Daß dies den Bauern nicht allzuviel Spaß machte, ist begreiflich, und daß auch bei günstiger Gelegenheit ab und zu einer von den Langschwänzigen in eine bäuerliche Bratpfanne wanderte, ebenfalls.

So war der Stand der Sache zur Zeit besagter Wahlversammlung. In diese wollen wir uns jetzt begeben. Der Saal war gerappelt voll von Bauern aus der Gegend und Umgegend. In schönen Worten setzte der Redner seinen zukünftigen Wählern auseinander, was er alles für sie tun wolle, und weshalb sie nur ihn und keinen anderen wählen könnten. Und mancher der Zuhörer sah sich schon im Paradies auf Erden, so schön war ihm die Zukunft gemalt worden, wenn er dem Redner, dem einzig richtigen Mann, die Stimme gebe.

Schmunzelnd rieb sich der Herr Kandidat, als er zu Ende war, die Hände, denn er glaubte, alle Stimmen bereits in der Tasche zu haben.

Da meldete sich in der Diskussion — das war früher der „wissenschaftliche“ Name für die heutige „Aussprache“ — der Schmied vom Orte zum Wort. Er sagte nicht viel, aber es genügte.

„Baure“, begann er, „Ihr kennet doch alle selle Vögel, wo seit ä Jahr unsere Felder heimsuche un verwüschte un unser Ernt grausam schädige. Die Vögel hat der Mann do, wo uns heut so viel für unser Wohlergehe versproche hat, bei uns reinbrocht. Wisse mir, was der uns noch für allerhand andere Vögel in d'Äcker setzt? Den wählt kein Bauer. Des isch en Bauerefeind, dem ghört kei einzige Baurestim.“

Der Herr Kandidat hatte es nach der Wahl leicht, seine Stimmen in den „Fasanendörfern“ zu zählen. Und wenn's nicht wahr ist, ist's wenigstens gut erfunden. W. W. K.

## Humor



Frau Weiblich schüttet ihr Herz aus: „Mein Mann und ich haben uns nie recht verstanden.“

\* „Wie alt sind Sie?“ fragt einer den anderen beim Streit.

„Bierzig!“

„Dann stimm't's.“

„Was stimm't?“

„Ich habe einmal einen Halbbidioten gefannt, der war zwanzig.“



*Hansele und Gretele (Donaueschingen)* Aufn.: E. v. Pagenhardt

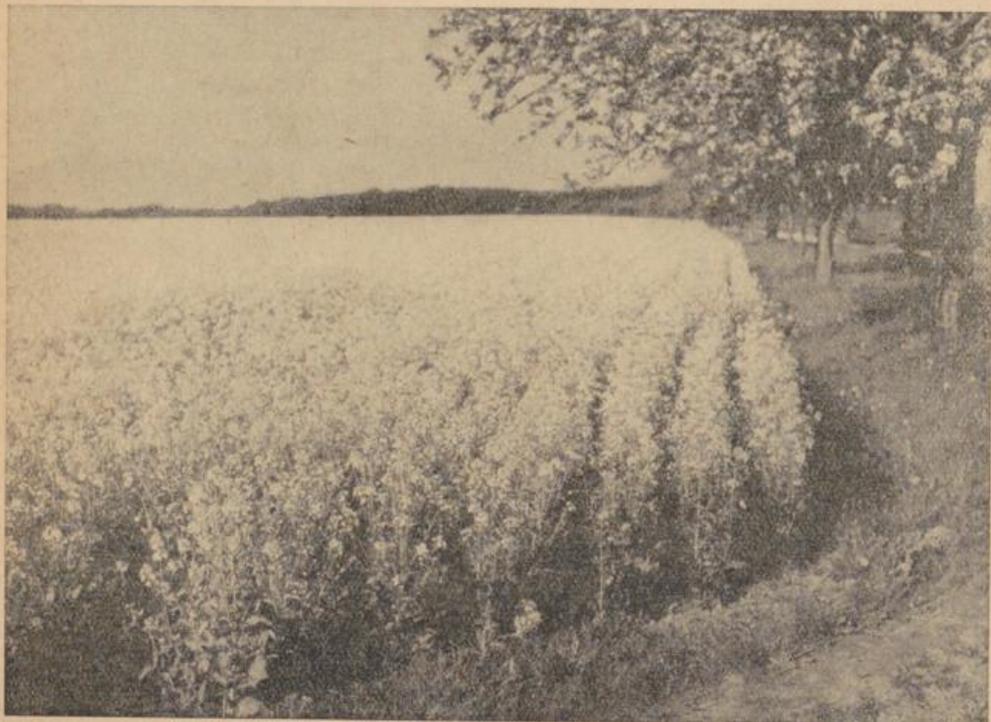
# Ein Gang durch die Felder

Regierungslandwirtschaftsrat Hauck in Karlsruhe

Das Frühjahr war trocken. Erst in der zweiten Hälfte des April fielen Niederschläge. Es ist eine Seltenheit, daß die Obstblüte so reich ist und so ungestört abblüht. Die Rapsfelder geben im Verein mit den blühenden Obstbäumen ein Bild, wie man es nicht oft erlebt. Die Farbenpracht stimmt den Menschen fast gegen seinen Willen froher. Gestern hat es geregnet, heute scheint die Sonne. Die grünen Felder und die Bäume machen einen so frischen, neugeborenen Eindruck. Die Schollen sind weich und krümeln, wenn man mit dem Fuße an sie stößt.

Zwei Bauern gehen über ein Gewann, das sie durchqueren müssen, um zu ihrer Arbeit zu gelangen. Der ältere Bauer sagt: Eine so schöne Rapsblüte und einen so zahlreichen Anbau haben wir schon viele Jahre nicht mehr gehabt. Es scheint, daß es mit dem Rapsbau

wieder besser wird. Es war auch höchste Zeit, sonst hätte man den Glauben daran verloren. Der junge Bauer meint: Die guten Aussichten für eine Rapsernte in diesem Jahr verdanken wir den neuen Schädlingsbekämpfungsmitteln. Zweimal haben wir unsern Raps gestäubt. Das erste Mal war der Raps sehr klein und war noch fast kein Käfer zu sehen. Die zweite Stäubung erfolgte kurz vor der Blüte. Jetzt ist kein Käfer mehr da, obwohl unser Raps voll aufgeblüht ist. So viel wie dieses Jahr ist noch nie gegen die Rapskäfer gestäubt worden. Daß die Stäubung ein Fortschritt ist, kann niemand bestreiten. Der ältere Bauer: Das Stäuben hat schon geholfen, das kann man nicht bezweifeln. Aber allein ist es nicht schuld, daß der Raps jetzt so steht. Es stehen auch nicht alle Felder gleich gut, auch wenn sie jetzt alle gelb blühen. Es gibt doch



Aufn.: Leopold Pfefferle, Karlsruhe

Blühendes Rapsfeld

eine ganze Reihe Felder, wenn man näher zusieht, die im Wachstum weiter zurück sind, die einen dünnen Bestand haben, oder zu dicht gesät sind. Der Rapsbau ist eine eigene Sache, und man lernt nicht aus. Schon von alters her sagt man, er sei unzuverlässig. An dem ist aber nicht der Raps allein schuld, sondern auch die Leute. Der Rapsacker, den wir jetzt betrachten, gehört meinem Nachbar. Er sät jedes Jahr in der zweiten Hälfte des August. Sein Raps steht in einem Jahr einmal besser und im anderen einmal etwas schlechter. So wie eben der Jahrgang ist. Aber einen Ertrag hat er immer, wenn die andern auch gar nichts ernten. Ich selbst habe schon öfter gesagt, daß viele Leute zu spät säen. Kommt dann noch ein ungünstiger Herbst mit Trockenheit oder frühem Frost dazu, dann ist schon das meiste Öl geschlagen. Also die richtige Saatzeit ist beim Raps sehr wichtig. Ich glaube, daß das in allen Landesteilen so ist. Der jüngere Bauer: — der Raps hier ist viel zu dicht gesät, die dünnen Stengel versprechen auch keinen großen Ertrag. Ich habe schon öfter in Aufsätzen gelesen, und es steht auch im Lehrbuch, daß man Raps mit der Sämaschine nicht stärker als 8 kg/ha säen soll, besonders wenn dies rechtzeitig im August geschieht.

Der ältere Bauer: — das kann schon sein, daß es besser ist, dünn zu säen, dann muß man aber dafür auch stärker düngen. Ich glaube halt, früher hat man viel mehr vom Rapsbau verstanden, da hat man mehr Mist gehabt und kam viel häufiger zum Pferchen. Ich meine, auch heute noch muß man eine feste Mistdüngung geben, wenn man anständigen Raps haben will, und zwar mindestens so viel als zu den Kartoffeln oder besser noch mehr. Ganz früher hat man auch mehr Zeit gehabt zum pflügen, da hat man den Brackacker mit Raps eingebaut. Heute drehen sie den Acker herum und wollen kurz darauf einsäen. Aber auch das ist falsch. Das Saatbeet muß sich anständig gesetzt haben, wenn es etwas werden soll. Der jüngere Bauer: — der Mist und das Saatbeet machens auch noch nicht allein. Die Hauptsache scheint mir doch der Handelsdünger zu sein. Wir schmeißen halt  $2\frac{1}{2}$  dz/ha 40prozentiges Kalisalz und 2 dz/ha Superphosphat vor der Saat und eggen es ein. An Stickstoff geben wir 1 dz/ha Kalkammonsalpeter gleich im Herbst und 2 dz/ha im zeitigen Frühjahr. Das ist aber eine feste Düngung, meint der ältere Bauer. Ein Gaul, der keinen Hafer kriegt, kann auch nicht rennen. Und wenn der Rapspreis so

bleibt, meint der Junge, kann man das schon dran wagen. Unser Raps ist gut und wir hoffen, nachdem die Käfer nichts mehr machen können, daß wir dieses Jahr eine gute Ernte machen. Ein Gutes hat die neumodische Rapsorte voraus gegenüber früher, meint der Alte, man kann sie etwas früher mähen. Vom mähen im Tau, Rapsgabeln usw. habt ihr Jungen keine Ahnung mehr. Heute mähen die großen Güter den Raps sogar mit dem Binder und wenn sie aufpassen und die Plannen richtig auf dem Wagen auslegen, bringen sie die Ernte mit weniger Verlust wie früher nach Hause!

Das Wintergetreide hier ist im großen und ganzen gut durch den Winter gekommen. Mir fällt auf, daß wieder etwas mehr Roggen gebaut wird. Das hat seinen Grund wohl darin, daß die ganzen Jahre her bei vielen Bauern das Stroh nie langen wollte. Gut ist das Getreide wohl durch den Winter gekommen, aber man sieht doch viel magere und dünn stehende Felder. Da schmeißt einer sogar noch Stickstoff auf den Acker, obwohl das Korn schon so hoch steht. Heute schreiben wir den 28. April und das Wachstum ist schon weiter wie üblich, und da ist es unbedingt falsch, so spät noch Stickstoff auf die Winterfrucht zu streuen. Das wird in der Landwirtschaftsschule und in allen Versammlungen ununterbrochen gepredigt, sagt der Junge. Der Kunstdünger muß aber auch erst da sein, wenn man ihn streuen soll, meint der Alte. Wenn es zu spät ist, ist es eben zu spät. Dann muß man den Kunstdünger entweder aufheben oder auf etwas anderes streuen. Ja, glaubst du, daß der Kunstdünger nichts mehr wirkt? fragte der Alte. Ich habe einen Düngungsversuch gelesen, das war nach dem Besuch der Landwirtschaftsschule, da haben sie auf Winterfrucht Stickstoff gestreut, vom 10. Februar ab alle 10 Tage bis 10. Mai. Und welches war der Beste? fragte der Alte. Die Düngergaben bis Anfang April haben die höchsten Erträge gebracht. Alles, was später gestreut wurde, hat den Ertrag gesenkt. Die Versuchsstücke vom 1. Mai und 10. Mai haben fast keine Ähren mehr geschoben. Die letzten beiden Düngergaben haben also nicht nur nichts genützt, sondern haben noch geschadet. Es ist auch meine Erfahrung, sagte der ältere Bauer, daß die rechtzeitige Stickstoffgabe im Frühjahr das Beste ist.

Dieses Jahr gibt es Unkraut im Getreide, das ist etwas Grausiges. Man muß halt hacken im Getreide, sagte der Junge. Aber da muß man mit der Sämaschine säen, sagte der Alte.

Es ist kaum zu glauben, warum nicht mehr mit der Maschine gesät wird, denn es dürfte keinen geben, der beweisen will, daß das Säen mit der Samaschine ein Schaden ist.

Ja, wenn wir anständige Äcker hätten und nicht die vielen Bäume! Da hilft nur eines, sagte der Junge — die Feldbereinigung. Seit mirs denkt, und mir denks schon lang, sagte der alte Bauer, wird davon geredet, aber sehen tut man nichts, daß es endlich vorwärts geht. Ich glaube halt, wenn man die Leute besser aufklären würde an Ort und Stelle hier beim Anblick dieser Handtücher und Strumpfbündel, dann möchte ich den sehen, der noch den Mut hat, öffentlich gegen die Feldbereinigung zu sein. Aber das ist ein Thema für sich. Früher wollten es die Oberen, und da wollten wir nicht. Heute wollen wir — jetzt werden wir vertröstet. Da muß ich immer an meinen alten Unteroffizier denken. Er wurde bei den Übungen für eine Besichtigung einmal wie aus heiterem Himmel zusammengedonnert, ohne zu wissen warum. (Die gefürchtete, aber im stillen wegen Urlaubsaussichten doch gewünschte Besichtigung fand nicht statt.) Da sagte er, nachdem er sich wieder gefaßt hatte. „Leut, ich verstehe es kaum, ihr dann schon gar nett.“ — da liegt viel Tragik drin. — Was Tragik ist, weiß ich heute auch noch nicht recht. Wenn man sich aber dauernd davor fürchtet und sich mit guten Ausreden wappnet und im Grund dann doch noch will, daß es gemacht wird und die Feldbereinigung kommt dann doch nicht — do liegt, mein ich, a viel Tragik drin. — Ich glaube, daß sie jetzt doch bald kommt, meinte der Junge, denn wir werden es einfach nicht mehr schaffen.

Wenn man halt nicht hacken kann beim Getreide, sollte man wenigstens eggen, denn eine Saategge hat heute wohl jeder. Wir haben daheim sogar einen Unkrautstriegel. Der ist für diese Arbeit noch viel besser als die anderen Eggen. Man muß aber auch Zeit haben für solche Arbeiten, meinte der ältere Bauer. Wenn man etwas wirklich machen will, hat man immer Zeit dazu. Wo sind die Leute heute, wo das Eggen so gut ginge? Jetzt schaffen sie irgend etwas daheim. In zwei bis drei Tagen wären alle Felder geggt und eine große Arbeit geleistet. Wenn aber in einigen Tagen das Getreide schon größer ist, dann sagen sie alle, jetzt kann man nicht mehr eggen. Da hast du recht, da ist schon was dran. Die Bauern gehen viel zu wenig auf ihre Felder, um zu schauen, wann die günstigste Zeit für die Bearbeitung usw. ist.

Das Sommergetreide hier ist noch klein und wäre gerade recht zum eggen. Warum wird jetzt das nicht geggt? Da, scharre mit dem Fuß hin und her zwischen den Reihen — man sollte nicht glauben, was für eine Menge Zeug weiße Fäden gekeimt haben und wie schnell das in der Sonne kaputt geht. Du hast recht, meinte der Alte, das wäre gleich weggeggt. Das Geld wäre billig verdient. Durch das Eggen haben wir nicht nur das Unkraut bekämpft, meinte der Junge, sondern auch dem Getreide Luft in den Boden gebracht. Schaffen wir eigentlich bloß dem Unkraut zulieb, oder dem Hafer? Bei vielen ist es so, daß man es nicht gewiß weiß. Da hat einer ganz frisch auf den Hafer Kunstdünger gestreut. Nun ja, der Zeitpunkt ist jetzt gerade noch recht. Sie haben dieses Jahr überhaupt heidenmäßig viel gestreut. Hoffentlich haben sie es auch richtig gemacht, meinte der junge Bauer, sonst kann die Düngung



Es war kurz nach dem ersten Weltkrieg. Der Sturmwind der Revolution hatte gerade die deutschen Fürstenthronen umgeweht. Die Republik war überall ausgerufen. Da war wieder mal eine Wahl gewesen, eine von den Vielen in jenen mit Wahlen so gesegneten Zeiten.

In einem rein bäuerlichen Bezirk irgendwo im Lande waren merkwürdigerweise auffallend viel demokratische Stimmen abgegeben worden. Der Bezirk war sonst sicherste Domäne einer anderen Partei und bisher hatte noch niemand gewagt, wider den Stachel zu löcken. Die Demokraten selbst waren baß erstaunt über solch unerwarteten Stimmenzuwachs.

Ein Parteimann von der anderen Fakultät, die bisher in der Gegend Trumpf war und jetzt um die verlorenen Stimmen trauerte, wollte der Sache auf den Grund gehen. Er stellte ein paar seiner aus der Reihe getanzten Schäfflein, die sich gerühmt hatten, den Demokraten ihre Stimme gegeben zu haben und fragte sie, wie sie eigentlich dazugekommen seien, demokratisch zu wählen?

„Weil mir unsern Großherzog wieder hawe welle!“ war die bezeichnende Antwort.

W. W. K.

so viel Schaden wie Nutzen bringen. Wo soll man das auch alles herwissen, meinte der ältere Bauer. Mein Vater käme da als auch nicht mehr mit und das war sicher ein guter Bauer. Die Zeit geht weiter, meinte der Junge, und dieses ist gleich, ob wir mitkommen oder nicht. Das ist zwar wieder einmal nicht ganz wahr. Wir Alten sind bis jetzt immer noch mitgekommen. Aber doch nicht immer rechtzeitig in allem. Daß die Jungen immer alles besser wissen, war schon zu meiner Zeit so. Das mit deiner Schule und mit deinem Wochenblatt ist schon richtig. Es muß heut sein und gehört halt dazu. Aber das will ich dir sagen, wenn es noch so viele Motoren und Neuerungen gibt; Hauptsache ist, daß wir

eine gute Ernte machen, denn das ist die Voraussetzung, daß wir weiter wirtschaften können. Bei dieser Unterhaltung waren die Beiden inzwischen auf der anderen Seite des Hügels angekommen. Jeder ging an seine Arbeit. Am Kreuzweg sagte der alte Bauer zum Jungen, wir müssen arbeiten und alles bedenken, zu fürchten und zu hoffen bleibt trotzdem noch immer genug. Aber der Himmel bleibt ewig über uns allen. Darin hat sich im Bauerngeschäft nichts geändert — und wird sich auch nichts ändern.

*Präsident E. Klaus, M. d. L., in Bischoffingen am Kaiserstuhl*

## Eine Reise durch Schweden

Wenn ein badischer Bauer eine Einladung erhält, wonach er vier Wochen Gast des Schwedenlandes sein darf, dann freut er sich zunächst darauf, einmal in den Norden zu kommen, um dort Land und Leute, und besonders die dortige Landwirtschaft kennen zu lernen.

So ging es auch mir, als ich im letzten Spätjahr von der schwedischen Regierung zu einem vierwöchigen Studienaufenthalt nach Schweden eingeladen wurde.

Ich stellte mir vor, daß man dort nördlich der Ostsee ein rauhes Klima, dichte Wälder, und im Norden hohe Eisberge findet. Wenn man aber die deutsche Grenze bei Flensburg überschreitet und quer durch Dänemark reist, sieht man schon, daß diese Gegend noch gar keinen nördlichen Charakter aufweist. Man durchreist ein Land, das man als landwirtschaftliches Musterland bezeichnen kann. Jeder Hof in Dänemark ist ein Schaustück, steht wie eine Burg mitten in ihrem Reich. Große Viehherden bilden sein Merkmal. Hat man dann den großen und kleinen Belt mit der Fähre überquert und ist über die Insel Seeland nach Kopenhagen gekommen, so trennt sich das schwedische und dänische Land nur noch wenige Kilometer durch den Sund. Man erreicht das Schwedenland in Malmö. Malmö ist eine Großstadt im Kreis Skone, dem südlichsten Kreis Schwedens. Aber die rauhe Luft und die dichten Wälder, die man

erwartet hat, findet man hier nicht. Wunderbare Getreide- und Kartoffelfelder, Koppelweiden, Viehherden, sind dort in herrlicher Abwechslung zu sehen.

Kommt man etwas weiter ins Land hinein, so sind dort die modernsten Obstanlagen anzutreffen. Die Obstanlagen sind nach neuesten Gesichtspunkten angelegt und zwar meistens Busch- oder Halbstamm ohne Unterkulturen, zum Teil aber auch mit Beeren-Zwischenpflanzung.

Am meisten erstaunt ist der Reisende, wenn er die Sorten, die dort angebaut werden, studiert. Es sind Kox-Orange, Belle Fleure, Ananas-Renetten, Goldrenette von Plenheim, Goldrenette von Berlepsch, Goldparmäne usw.; bei Birnen sind ebenfalls auch nur Edelsorten anzutreffen.

Das Klima ist im Staate Skone, durch den Golfstrom beeinflusst, äußerst günstig für diese Obstkulturen. Schnee ist dort beinahe eine Seltenheit, Frühjahrsfröste auch sehr selten.

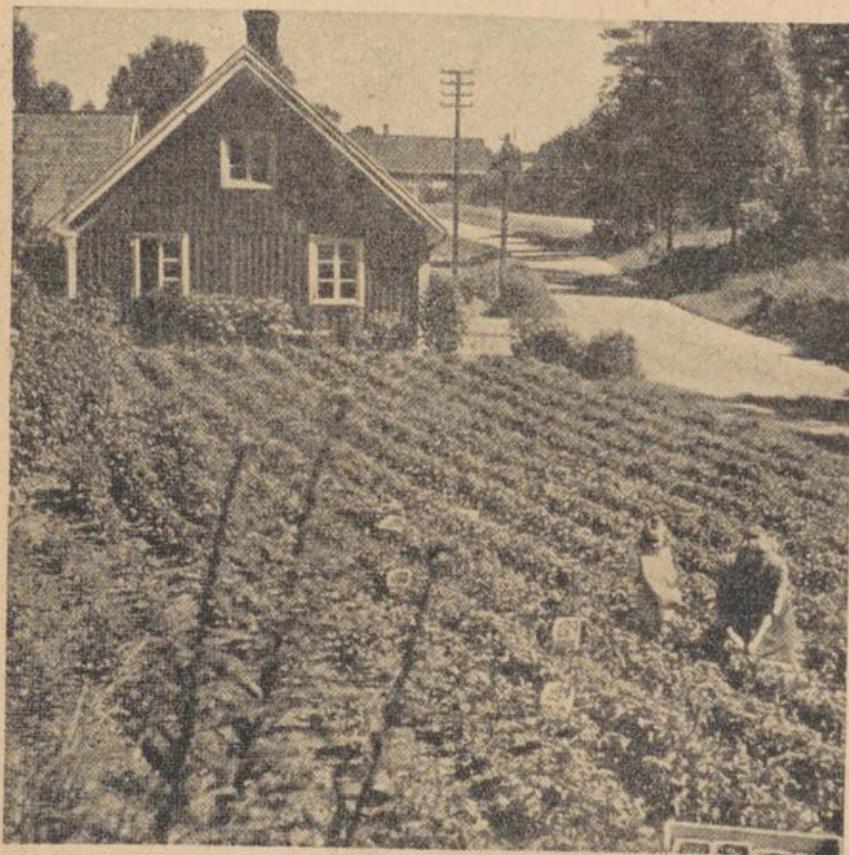
Die Schädlingsbekämpfung im Obstbau wird sehr intensiv, meist genossenschaftlich, durchgeführt. Die Obsterfassung geht über große Sammelstellen und nur genossenschaftlich. Auch findet man großzügige, genossenschaftliche Obstverwertungen. Es ist erstaunlich, wenn man hört, daß sich Schweden, welches sehr viel Obst verbraucht, damit selbst versorgen kann.

Nach ungefähr 200 km Fahrt in nördlicher Richtung beginnen dann die berühmten schwedischen Wälder, meist Kiefern- und Birkenwälder. Aber auch uralte Eichen sind zu sehen. Zwischen diesen unendlichen Waldstrecken finden wir herrliche Bauernhöfe. Die Bauernhäuser stehen wie in Dänemark meist vereinsamt und haben ihr Besitztum rund herum (arrondiert). Auch dort hat jeder Hof noch einen ausreichenden Obstbau, jedoch geschlossene Obstkulturen wie im Staate Skone sind dort seltener geworden. Dafür ist in dieser Gegend, und zwar bis hinauf über Stockholm nach Upsala, Ackerbau und Viehzucht zu Hause. Der Getreidebau steht auf größten Flächen. Der Mährescher ist keine Seltenheit. Ein Bauer ohne Mähmaschine ist undenkbar. Traktoren und andere moderne Maschinen sind ebenfalls auf jedem Bauernhof zu sehen. Größere Schlepper findet man meist im Genossenschaftsbesitz, zum Einsatz für jeden, der mit seiner kleinen Maschine nicht hinreicht.

Die Milch, welche in großen Mengen erzeugt wird, wird nur genossenschaftlich erfaßt, in größten und modernsten Milchzentralen zum Teil zu Frischmilch, zum Teil aber auch als Werkmilch verwertet.

Ich hatte Gelegenheit, die Milchzentrale Stockholm zu besichtigen. Sie überbietet alles, was ich bis jetzt an modernen Einrichtungen dieser Art gesehen habe. Die Milchzentrale Stockholm ist ein Frischmilchbetrieb; andere Milchzentralen wiederum stellen nur Käse oder Butter her. Die Genossenschaftsorganisation ist in Schweden so, daß eine Absatzkrise in Milch oder anderen landwirtschaftlichen Produkten kaum eintreten kann. Es wird mit größzügigster Planung gearbeitet.

Dem fremden Besucher fällt als Besonderheit auf, wie dieses Land trotz seiner schwachen Besiedlung sich im besten Kulturzustand befindet. Viele Seen geben dem Land einen besonderen Reiz. Je weiter man nach Norden kommt, um so weniger Menschen sind anzutreffen. Das Land ist etwa 2800 km lang.



*Schwedisches Bauernhaus mit Versuchsfeld*

Die Bauern des nördlichen Gebietes leben von Holzwirtschaft und wenig Viehzucht. Ihre Reisen machen sie mit Renttieren. Das Volk lebt dort etwas bescheidener, doch von Armut kann man nicht sprechen.

Fabrikant oder der Minister in Schweden vielleicht eine 4-Zimmerwohnung. Größer sind die Unterschiede nicht. Der Arbeiter hat mehr Lohn wie der Angestellte. Ein Standesunterschied ist kaum festzustellen.



*Südschwedische Landschaft - Västanafors*

Das schwedische Volk hat eine merkwürdig ruhige Art. Schon auf der Bahnlinie fällt es dem Fremden auf, daß der Schwede ruhig und gelassen dasitzt, man hört kein lautes Wort. Die Ruhe der Schweden zwingt den Besucher, sich ebenso zu verhalten, und wenn es dem Fremden anfangs etwas schwer fällt, so ist gerade diese Ruhe vielleicht das Wertvollste, was dieses Volk besitzt. Wirtschaft und Politik wird in der gleichen Ruhe und Gelassenheit geführt. Es gibt nichts Übereiltes.

Der Lebensstandard dieses Volkes ist bedeutend besser wie der unsrige. Dabei ist zu beachten, daß es dort keine Reichen und keine Armen gibt. Wenn der Bauer und Arbeiter eine 3-Zimmerwohnung bewohnt, so hat der

Ein landwirtschaftlicher Arbeiter verdient monatlich bei freier Kost und Logis 300 bis 500 Kronen. Das entspricht im Kaufwert ungefähr 300 bis 500 Mark. Eine Hausangestellte hat durchschnittlich 300, ein Arbeiter 400 bis 600 Kronen. Schlecht gekleidete Schweden habe ich nirgends gesehen. Zu kleineren Reisen wird meistens das Fahrrad benutzt, deshalb sagt man auch von den Schweden, sie seien das Radfahrervolk. Fahrradschlösser gibt es nicht, weil niemand daran denkt, dem anderen etwas wegzunehmen. Selbst Aktentaschen, Koffer usw. kann man auf Bahnhöfen ohne ihre Besitzer stehen sehen. Keiner denkt daran, sie wegzunehmen.

Dies alles dürfte auf eine Zeit von 150 Jahren Frieden zurückzuführen sein. Als man bei uns gerüstet und zerschlagen hat, hat man in diesem Land aufgebaut. Während wir durch Zwangsbewirtschaftung die Menschen zu Lügen und Unmoral gezwungen haben, hat man dort eine freie Wirtschaft aufgebaut und die Moral gehalten.

Wer das Schwedenvolk und -Land kennen gelernt hat und wieder zurück in seine Heimat kommt, dem fällt es zunächst schwer. Er sieht die krassen Unterschiede und sieht so Vieles, was bei uns verdorben ist. Er erkennt die Arbeit, die noch zu leisten ist, bis unser Land

und Volk wieder mit anderen Ländern und Völkern Schritt halten kann.

Was ich aber als Besonderes mitgebracht habe, ist die Erkenntnis, daß es nicht vergebens ist, auch hier in Deutschland weiterhin an die Menschheit, an die Moral, an den Wiederaufbau und an bessere Zeiten zu glauben. So wie das Schwedenvolk nach dem Dreißigjährigen Krieg von vorn anfangen mußte und auf diese Höhe gekommen ist, so wird es auch dem deutschen Volk wieder gelingen, aus dieser Zeit herauszukommen und unserer Jugend eine bessere Zukunft mit Frieden und Wohlstand zu sichern.

## Einträgliches Rätselhandeln

aus dem Schatzkästlein von J. P. Hebel

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiff, das mit allen Komplikationen versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubnis, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein, es war nur ein Dreibatzenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubnis dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich geworden.“ Im Anfang und von dem Wirtshaus „Zum Kopf“ weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel mit seinem Zwergsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal mit diesen Leuten macht und versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schuster-Insel vorbei waren und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem anderen stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfang: „Mausche“, fing er an, „weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste“. — „Jetzt“, dachte der Jude, „ist es Zeit, das Schäflein zu scheren“ und schlug vor, man solle in der Reihe herum alle kuriosen Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubnis auch mithelfen. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber

ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: „Wieviele weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?“ Alle sagten, das sei nicht zu erraten und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte: „Eins, denn wenn er ein Ei gegessen hat, ist er das zweite nimmer nüchtern.“ Der Zwölfer war gewonnen.

Der andere dachte: „Wart, Jud, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreibatzen nicht entgehen.“ „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?“ Der Jude sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können.“ Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zur rechten Zeit fertig?“ der Jude sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist.“

Der Vierte: „Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weis macht?“ Der Jude: „Der Bleicher.“

Unterdessen näherte man sich einem Dorf und sagte: „Das ist Bamlach.“ Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jude sagte: „Im Hornung, denn er hat nur achtundzwanzig Tage.“

Der Sechste sagte: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jud sagte: „Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter.“

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragte der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?“ Der Jud sagte: „Die kleinsten.“

Der Achte fragte: „Wie kann einer zur Sommerzeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jud sagte: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuß gehen.“

Fragte der Neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud sagte: „Er muß aus der Hand eine Faust machen.“

Fragte der Zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?“ Der Jud sagte: „Wenn die Fässer Türen hätten, könnte er aufrecht hineingehen.“

Nun war noch der Elfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier teilen, also daß jeder eins bekommt und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jud sagte: „Der Letzte muß die Schüssel samt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lange er will.“

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne eine Forelle liege?“ Das brachte abermals keiner heraus, und einer nach dem

andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Elfe verlangten, er solle ihnen für ihr Geld das Rätsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jüd“, sagte er endlich. Die anderen sagten: „Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Rätsel!“ — „Nichts für ungut!“ — war die Antwort — „daß ich gar ein armer Jüd bin.“ —

Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur voraussagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfeln heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die anderen hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeissen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Klein-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wieviel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen messingnen Knopf hatte er schon. Elf Zwölfer hat er mit Erraten gewonnen, elf mit seinem eigenen Rätsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer 18 Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

## Der Christbaum

Fischers Wilhelm war im Kopf etwas zurückgeblieben. Nicht so, daß man ihn zu keiner Arbeit hätte brauchen können! Im Gegenteil, er schaffte wie ein Steinklopfer, wenn er eine richtige, handfeste Arbeit vor sich hatte. Zu fein und tüftelig durfte sie freilich nicht sein; da machte sein Kopf eben nicht recht mit. Er hatte für diesen Mangel andere ausgleichende Eigenschaften. So stand ihm beispielsweise fast immer ein gutmütiges Lachen im Gesicht. Außerdem brauchte er niemand, der ihm Unterhaltung hätte leisten müssen. Dafür sorgte er nämlich selbst, indem er das eigene Ich zum Gegenstand seines Gesprächs machte

und sich, den Wilhelm, höchst persönlich anredete. So trieb er seine Tage um, wobei er im Haushalt seiner alten Eltern, zu dem noch eine verwitwete Schwester gehörte, bald als mehr, bald als weniger nützlichem Glied empfunden wurde.

Einmal, es ging gegen Weihnachten, sagte diese Schwester, die Kathrin zu ihm: „Willem, fahr in den Wald und hol Fallholz!“ und dann fügte sie etwas leiser hinzu: „Bring auch einen Maien mit. Leg ihn aber gut unten drunter, und wenn Dir der Förster in den Weg kommen sollte, verrät ja nicht, daß Du einen hast. Sonst gibt's Strafi!“ Der Wilhelm spannte sich

vor den Zweiradkarren und fuhr in den Wald. Er fand auch bald einen Platz, an dem reichlich Fallholz herumlag, armdicke Bengel, die schön braun waren wie guter Räucherspeck. Davon trug er einen rechten Haufen zusammen. Dann aber trat er hinaus an die Lichtung, schaute sich ein paar Mal um und hackte dann in aller Eile das schönste Jungtännlein ab, das gerade in seiner Nähe stand. Das schleppte er nach seinem Karren, legte es zu unterst auf den Boden und schichtete die Holzbengel darüber. Nur der Tannengipfel schaute hinten heraus wie ein grünes Schwänzlein. Dann machte sich der Wilhelm auf die Heimfahrt. Es ging über den sandigen, ausgefahrenen Waldweg. Der Karren schlug hin und her, und der Tannengipfel schwänzelte hinten mit. Kein Mensch begegnete dem Wilhelm zunächst. Aber dann, als er gerade aus dem Wald herausfahren wollte, trat wahrhaftig der Förster unter den Bäumen hervor und kam auf ihn zu. Er redete ihn freundlich an, denn weit und breit kannte jeder den Wilhelm. „Gut geladen hast Du da,“ sagte er, „und schönes Holz hast Du“ und Ähnliches mehr. Der Wilhelm lachte sein breites, gutmütiges Lachen und sagte: „Ja, Herr Förster, ja, Herr Förster!“ Dabei lief ihm aber ein Kribbeln über die Haut, wenn er an den Christbaum dachte, den er unten im Karren stecken hatte. Es wäre aber alles gut gegangen, wenn nicht dem Wilhelm seine Gewohnheit, Selbstgespräche zu halten, in die Quere gekommen wäre. Der Förster war schon am Weitergehen, da fing Wilhelm an, wie um sich selber zu beschwören: „Willem, sag ja nit, daß du einen Christbaum unter dem Holz hast!“ „Was, einen Christbaum hast Du!“ horchte der Förster auf, und da sah er auch schon den Tannengipfel, der vorwitzig hinten unter den Bengeln hervorschaute. Und als er näher hinsah, steckte richtig ein schönes Tännlein da unten. „Wilhelm“, sagte der Förster jetzt, „weißt Du nicht, daß das verboten ist und daß es Straf kostet!“ „Die Kathrin hat’s



Aufn.: Leop. Pfefferle, Karlsruhe

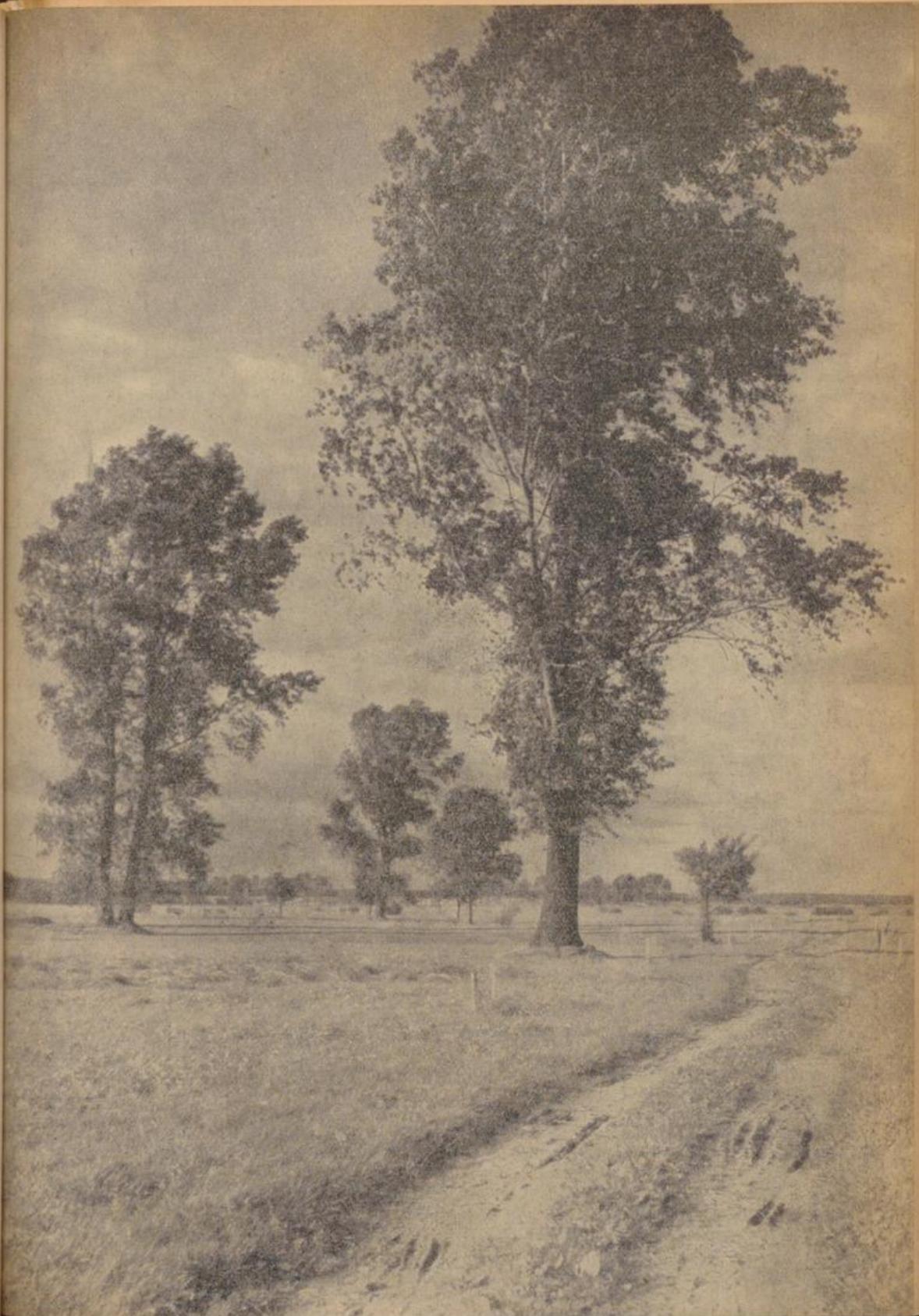
### Der Bernstein

mich heißen!“ entgegnete der Wilhelm, und seine Stimme bekam einen Ruck ins Weinerliche. „Dann muß eben die Kathrin die Straf zahlen“ sagte der Förster, holte sein Notizbuch heraus und schrieb etwas hinein. Der Wilhelm zog jetzt weiter mit seinem Karren und ließ den Kopf hängen wie ein geprügelter Hund. Zuhause lud er das Holz im Hof ab. Das Tännlein brachte er in die Stube und sagte zu seiner Schwester: „Da hast Du Deinen Christbaum!“ „Schön ist er“ meinte sie, und: „hat dich auch der Förster nicht gesehen?“ fragte sie gleich darauf. Da erzählte der Wilhelm wahrheitsgemäß, daß er dem Förster begegnet und wie es dabei zugegangen. „Dummer Kaib“ fuhr ihn da die Kathrin an, „kann man dich denn garnichts heißen!“ Der Wilhelm aber gab sich diesmal nicht so blöd und sagte: „Du bist selber schuld daran! Hättst Du nicht gesagt, daß ich nichts sagen soll, hätte ich auch nichts gesagt. Weil Du aber gesagt hast, daß ich nichts sagen soll, hab ich halt gesagt, daß ich nichts sagen soll.“ Das war ein recht verwickelter Satz, und man sieht daraus, daß der Wilhelm doch nicht so dumm war, wie ihn die Leute hinstellten.

Aufn.: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

### Im Herbstwind

uho  
und  
er-  
graf  
tiz-  
Der  
ren  
lter  
ab.  
und  
Dei-  
sie,  
ese-  
alte  
ör-  
en.  
an,  
Der  
löd  
ant  
gen  
Du  
oll,  
ll.“  
nan  
so



Baden-Baden  
stwind

# Die Viehhaltung, das Kernstück der bäuerlichen Familienwirtschaft

Oberregierungsrat Dr. Frhr. v. Babo in Karlsruhe

Eine agrarpolitische Maßnahme der letzten Jahre, die zu erheblichen Bedenken Anlaß gab, war der Versuch, die Viehhaltung der bäuerlichen Betriebe einzuschränken und diese auf eine vermehrte Erzeugung von ackerbaulichen Markterzeugnissen umzustellen. So verständlich hierbei die Absicht war, die Verluste an Nährwerten bei der Produk-

Viehhaltung den ständig vorhandenen familieneigenen Arbeitskräften während des ganzen Jahres ausreichende und produktive Arbeitsmöglichkeit; das ist aber namentlich in Gebieten, in denen keine außerbetriebliche Tätigkeit ausgeübt werden kann, für die Wirtschaftlichkeit des bäuerlichen Betriebes von ausschlaggebender Bedeutung. Dazu



Aufn.: F. Moerschel, Konstanz

tion tierischer Erzeugnisse zu vermeiden und möglichst viel Kalorien der darbenenden Bevölkerung zuzuführen, so ist dieser Weg in unserem Lande mit dem vorwiegenden kleinbäuerlichen Besitz nicht gangbar, da man damit den Lebensnerv dieser Betriebsklasse abschneidet. Abgesehen davon, daß bei unseren Klima- und Bodenverhältnissen zur Erhaltung bzw. Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit die regelmäßige Zufuhr von organischem Dünger, insbesondere von Stallmist unumgänglich notwendig ist, verschafft die Veredlungswirtschaft durch den beträchtlichen und gleichmäßigen Arbeitsaufwand der

kommt, daß bei den kleinen Betriebsflächen der Ertrag aus der Veredlungsarbeit unbedingt erforderlich ist, da der Verdienst aus der unmittelbaren pflanzlichen Erzeugung, abgesehen von Betrieben mit beträchtlichem Anbau von Gemüse, Obst und Sonderkulturen, nicht ausreicht, um das Existenzminimum und ein ausreichendes Arbeitsauskommen für die bäuerliche Familie sicherzustellen.

Es soll allerdings auch nicht unerwähnt bleiben, daß ein den Betriebsverhältnissen richtig angepaßter Viehbestand nicht nur nach unten, sondern ebenso auch nach oben begrenzt ist. Ein Zuviel an Vieh, das nicht

mehr wirtschaftlich gefüttert werden kann, ist in gleicher Weise schädlich wie ein Zuwenig. Welche Bedeutung die Viehhaltung in unserer bäuerlichen Landwirtschaft einnimmt, geht sehr deutlich aus dem Anteil hervor, den sie bei der Bodennutzung und den Erträgen der Landwirtschaft einnimmt. Für reine Futterzwecke (Grünland, Ackerfutter, Futterhackfrüchte) wurden von der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche verwendet:

Baden	57 %
Nordbaden	47 %

Verteilung der Einnahmen in % des Gesamtertrages  
(Betriebe von 2 bis 10 ha)

Wirtschaftsgebiet	Getreide	Kart. u. Z.-Rüben	Handelsgewächse (Tabak usw.)	Ackerbau Summe:	Obst- u. Weinbau	Wald	Tierhaltung
Bauland	15,5	4,3	0,2	20,5	6,1	2,2	72,0
Hügelland	9,8	6,2	13,6	33,9	3,8	1,3	61,0
Rheinebene	3,7	2,7	17,1	25,2	16,0	1,6	57,1
Schwarzwald	5,4	1,5	—	10,2	5,4	12,2	72,2
Baar	14,0	3,2	0,1	14,0	2,9	3,0	76,1
Oberrhein	9,2	0,9	—	12,1	8,2	6,7	73,0
Bodensee	10,0	2,7	—	13,6	12,5	10,2	71,7

Man sieht daraus, welcher überragenden Anteil die Einnahmen aus der Viehhaltung in allen Teilen des Landes ausmachen. Nur in Gebieten mit größerer Ausdehnung von Sonderkulturen tritt er etwas zurück. Es ist verständlich, daß der Arbeitsertrag des Bauern daher in erster Linie von den Leistungen abhängig sein muß, die er im Viehstall zu erzielen versteht. Denn eine Steigerung derselben muß sich viel stärker auswirken als eine solche in anderen Betriebszweigen.

Hierbei ist festzustellen, daß im Durchschnitt unserer bäuerlichen Betriebe diese Leistungen zweifellos noch erheblich verbesserungsfähig sind, daß also hierdurch Möglichkeiten gegeben sein müssen, den Arbeitsertrag der bäuerlichen Familienwirtschaft wirkungsvoll zu steigern. Das ist leicht zu erkennen, wenn man die Erträge der Milchviehhaltung, also des in Zukunft wohl wichtigsten Zweiges der Tierhaltung, in den verschiedenen Ländern Deutschlands betrachtet.

Milcherzeugung je Kuh und Jahr (vor dem Kriege).

Nordbaden	1795 kg
Baden	1959 kg
Württemberg	1990 kg
Hannover	2865 kg
Westfalen	2890 kg
Schleswig	3234 kg

Württemberg	53 %
Deutsches Reich	40 %

(Vorkriegsstand)

Hierbei ist nicht berücksichtigt, was von verkaufsfähigen Marktfrüchten (Getreide, Kartoffeln, Zuckerrüben) nicht verkauft, sondern ebenfalls als Futter der Viehhaltung zugeführt wurde. Wie sehr die Ergebnisse der Viehhaltung den Erfolg der bäuerlichen Betriebe beeinflussen, geht ferner aus der folgenden Zusammenstellung hervor, die Buchführungsergebnissen aus dem Durchschnitt der Jahre 1938/40 entnommen ist.

Auch wenn man berücksichtigt, daß über 70 % aller Kühe bei uns zur Arbeit verwendet werden, sind die gezeigten Unterschiede so groß, daß es auch hier unbedingt möglich sein müßte, den Milchertrag wesentlich zu steigern. Was das aber für den Erfolg des landwirtschaftlichen Betriebes bedeutet, läßt sich aus der Feststellung folgern, daß die Festkosten für Haltung und Pflege praktisch dieselben sind, ob eine Kuh 2000 oder 3000 kg Milch gibt, und die Futterkosten längst nicht in demselben Maße steigen, als der Mehrwert der Milcherzeugung ausmacht.

Die Ergebnisse der Rindviehhaltung sind abhängig von der Leistungsfähigkeit und dem Gesundheitszustand der Herde, sowie von der Fütterung. Die Leistungsfähigkeit ist das Ergebnis einer systematischen Zuchtwahl. Das bisher bei dem vorherrschenden Höhenfleckvieh angestrebte Zuchtziel ist dreigeteilt: Milch, Fleisch, Arbeit. Es wird notwendig sein, in Zukunft die besondere Betonung auf den Milchertrag zu legen. Je mehr der Motor in die Landwirtschaft eindringt und die schweren Arbeiten, wie Pflügen und Mistfahren, dem Kuhgespann abnimmt, um so leichter wird diese Umstellung möglich sein. Die Entwicklung der Technik, der sich die Landwirtschaft ebensowenig entziehen kann wie andere Zweige der Volkswirtschaft, wenn

sie nicht immer mehr in Rückstand kommen will, verlangt, daß man sich auch von in früherer Zeit als richtig erkannten Zielen freimachen und sich neu entstandenen Notwendigkeiten und Möglichkeiten anpassen kann.

Ein besonderes Hemmnis für eine nachhaltige Steigerung der Leistungsfähigkeit unserer Rinderbestände ist der allgemein nicht befriedigende Gesundheitszustand. Die Sterilität, der Krebschaden unserer Milchviehherden, hat zur Folge, daß sehr viele Kühe durch zu lange Zwischenkalbetermine auf keine hohen Milchleistungen zu bringen sind und häufig ausgemerzt werden müssen, ehe sie in die Periode ihrer besten Leistungsfähigkeit kommen. Unsere Herden sind im Durchschnitt viel zu jung, und dadurch die auf die Nachzucht entfallenden Kosten je Milchkuh zu hoch. Eine systematische Sterilitätsbekämpfung, die bei dem derzeitigen Stand der Veterinärmedizin ohne weiteres möglich ist — es ist dies lediglich eine Angelegenheit der richtigen Organisation — ist daher ein dringendes Gebot der Stunde und liegt in erster Linie im Interesse der Tierhalter selbst, die den unmittelbaren Nutzen von solchen Maßnahmen haben.

Die Bekämpfung der Rindertuberkulose, die eine immer größere Gefahr für die Volksgesundheit zu werden beginnt, ist eine Aufgabe, die gleichermaßen Erzeuger und Verbraucher betrifft, sie muß also weitgehend von der Allgemeinheit getragen werden. Eine gesunde und naturgemäße Aufzucht der Jung-rinder ist das beste Vorbeugungsmittel gegen diese Krankheiten. Gerade hierin sind aber die Verhältnisse, insbesondere auf unseren Kleinbetrieben, die wegen der starken Parzellierung keine Weiden einrichten können, sehr wenig erfreulich. Die Schaffung von genossenschaftlichen Jungviehweiden muß daher vor allem gefordert werden, wozu infolge der Durchführung des Bodenreformgesetzes gerade heute vielfach Gelegenheit geboten sein wird.

Als weitere, aber keineswegs weniger wichtige Maßnahme zur Steigerung der Leistungen im Viehstall ist die Verbesserung der Futterwirtschaft anzusehen. Unsere bäuerlichen Betriebe sind im allgemeinen mit Vieh gut, ja häufig auch zu stark besetzt, und die Futtererzeugung genügt oftmals nicht, während des ganzen Jahres eine gute und ausreichende Fütterung sicherzustellen, ohne die Flächen für den Anbau von Marktfrüchten zu sehr einschränken zu müssen. Futterüberschuß

und -mangel wechseln daher häufig genug einander ab, wodurch die Leistungen ganz besonders gedrückt werden. Dabei ist es, insbesondere bei unseren Boden- und Klimaverhältnissen, wohl in jedem Betrieb möglich, auch bei weitgehender Einschränkung der Hauptfruchtfläche eine gleichmäßige und gute Futtermittelversorgung zu erreichen, wozu allerdings nicht eine Maßnahme allein, sondern eine ganze Reihe von solchen notwendig sind, die sich gegenseitig ergänzen müssen. Diese können in fünf Gruppen eingeteilt werden, die in diesem Zusammenhang allerdings nur angedeutet werden können:

1. Steigerung der Futterpflanzenenerträge durch richtige Auswahl von bodenständigen und ertragstreuen Arten, und durch sorgsame und sachgemäße Bearbeitung, Pflege und Düngung, was besonders dort notwendig ist, wo bisher der Futterbau gegenüber dem Marktfruchtbau stiefmütterlich behandelt worden war.
2. Vielseitigkeit des Futterbaues, eine Notwendigkeit, die vor allem bei Sommerstallfütterung in Erscheinung tritt, um ständig frisches und wertvolles Futter zur Verfügung zu haben.
3. Ausdehnung des Anbaus solcher vollwertiger Marktfrüchte, die als Nebennutzung bedeutende Mengen an Futter liefern wie Pflückerbrenn- und Zuckerrüben. Namentlich die große Bedeutung der Zuckerrübe als Futterlieferant wird von vielen Betriebsleitern noch nicht genügend erkannt.
4. Einschaltung des Zwischenfruchtbaus in Form von Winterzwischenfrüchten, Untersaaten und Stoppelfrüchten, wozu gerade in unserem Klima auf jedem Betrieb genügend Möglichkeiten geboten sind.
5. Schaffung von Futterreserven für futterarme Zeiten und Ernteauffälle durch Herstellung und Ausnützung von ausreichendem Siloraum oder Verwendung von anderen nährstoffhaltenden Konservierungsmethoden (Trocknung und dgl.).

Wenn diese Maßnahmen durchgeführt werden, müßte es in jedem Betrieb, ob groß oder klein, möglich sein, eine sichere und gute Futterbasis zu schaffen, die allein hierdurch die Erträge der Viehhaltung erheblich zu verbessern vermag.

Während die Hebung der Leistungen durch Zuchtauswahl und Gesundung der Herden mittels entsprechender Bekämpfung der Erkrankungen auf lange Sicht eingeleitet und durchgeführt werden muß, Maßnahmen, die

sich teilweise erst in Jahren auswirken werden, kann die Schaffung einer guten und sicheren Futterbasis sofort und ohne großen Aufwand an Kapital erfolgen; sie verlangt nur eine zweckmäßige Umstellung der Betriebsorganisation durch Intensivierung der Kopfarbeit, die bekanntlich wenig oder gar nichts kostet. Daher versprechen solche Maßnahmen auch einen augenblicklichen und nachhaltigen Erfolg und sind deshalb besonders zu fördern.

Unserer heimischen Landwirtschaft stehen weiterhin schwere Zeiten bevor, und nur derjenige Betrieb wird in der Lage sein, dem Bauern und seinen familieneigenen Arbeitskräften einen ausreichenden Ertrag ihrer aufgewandten Arbeit zu sichern, in dem bei geringstem Aufwand höchste Leistungen erzielt werden. Es ist klar, daß man dieses Ziel dann am ersten erreicht, wenn man vor allem

in den Betriebszweigen die hierzu erforderlichen Voraussetzungen schafft, die am meisten den Erfolg des gesamten Betriebes beeinflussen. Wie wir gesehen haben, trifft das im Durchschnitt unserer bäuerlichen Kleinbetriebe auf die verschiedenen Zweige der Viehhaltung zu. Da zweifellos auf diesem Gebiet noch erhebliche Erzeugungsreserven vorhanden sind, die ohne weiteres mobilisiert werden können, ist damit die Möglichkeit gegeben, den Erfolg unserer heimischen Landwirtschaft maßgeblich und nachhaltig zu steigern. Forschung, Wirtschaftsberatung und Praxis sollten sich daher in dem Bestreben treffen, die Ergebnisse der Viehhaltung — dem Kernstück der bäuerlichen Wirtschaft — zu verbessern, um damit den Arbeitsertrag der Bauernfamilie zu heben zum Wohle unseres gesamten Berufsstandes.

*Diplomlandwirt Dr. Gaul in Karlsruhe*

## Verbesserungsmöglichkeiten auf dem Grünland

Die Bedeutung von Wiesen und Weiden als sicherste Quelle zur Schaffung einer ausreichenden Futtergrundlage zur Versorgung unseres Milchviehes ist noch lange nicht ausgeschöpft. Die ertragssteigernde Entwicklung, die der Ackerbau in den letzten Jahrzehnten durchmachte, ging am Grünland fast spurlos vorüber. Es gilt, die großen Reserven wieder zu wecken und ausreichend eiweißreiches Futter zu schaffen, damit das ganze Jahr hindurch das Vieh so gefüttert werden kann, daß es höchste Leistungen hervorbringt.

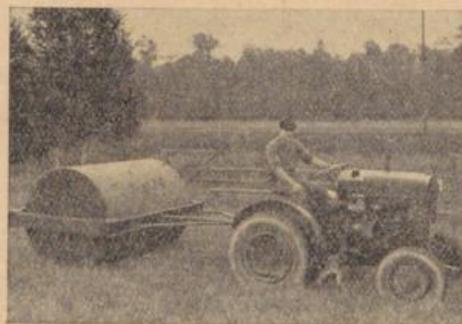
Eine Ursache für den schlechten Zustand der Wiesen bildet die Wasserwirtschaft. Unter stauender Nässe leidende Ländereien können trotz Düngung und Pflege keine guten Gräser tragen. Wertlose Seggen, Binsen und andere Unkräuter entwickeln sich. Die vordringlichste Maßnahme zur Verbesserung ist die Beherrschung des Wassers. Nach einer ausreichenden Entwässerung mit der Möglichkeit des Rückstauens von Wasser in Trockenzeiten ist von Fall zu Fall zu entscheiden, ob die Kultivierung dieses Ödlandes durch Umbruch oder bei Vorherrschen von guten Gräsern und Kleearten durch Düngung und Pflege verbessert werden kann. Folgeeinrichtungen haben den großen Vorteil, daß bei Neuansaat die

Verwendung von ertragreichen Zuchtsorten, wie sie bei Ackerfrüchten selbstverständlich sind, möglich ist. Bei sachgemäßer Mischung und ordnungsgemäßer Pflege erzielt man mit solchen Maßnahmen allerbestes Grünland.

Leider zeigen auch gewaltige Flächen Wiesenlandes, dessen Wasserverhältnisse geordnet sind, einen dürftigen Aufwuchs. Meist sind Untergräser und Kleearten nur in kümmerlichen Formen vorhanden oder ganz verschwunden. Ein magerer Bestand an Obergräsern und Unkräutern zeigt an, daß diese Flächen jahrelang keinen Dünger gesehen haben. Man kann dem Landwirt dieserhalb keinen Vorwurf machen, da nur geringe Mengen an Handelsdünger in den letzten Jahren zugeteilt werden konnten, die bei weitem nicht ausreichten, die wichtigsten Ackerkulturen zu versorgen. In diesem Jahre gab es genügend Handelsdünger zur Ernährung des Grünlandes, doch fragte man jemand, was für einen Dünger er streue, so lautete die Antwort: „Frühlingsdünger“; gemeint ist Kalksalpeter, oder den „Schwarzen“ (Kalkstickstoff). Durch solche einseitige Düngung läßt sich der Pflanzenbestand auf dem Grünland nicht verbessern. Eine einseitige Stickstoffdüngung fördert lediglich die Obergräser. Da der Haupt-

bestand jedoch aus Untergräsern bestehen sollte, die bekanntlich Massenerträge sichern, und insbesondere Kleearten, die den Eiweißgehalt erhöhen, ist eine regelmäßige Düngung mit allen Nährstoffen zu verabreichen. Verhungertes Grünland fordert sogar in den kommenden Jahren regelmäßig sehr hohe Gaben an Phosphorsäure und Kali und weniger Stickstoff. Durch diese Maßnahmen sollen sich erst wieder Untergräser und Klee einfinden. Die Höhe der zu gebenden Düngermengen schwankt auf den einzelnen Wiesen sehr stark. Es ist zweckmäßig, Bodenuntersuchungen bei der Landw. Versuchsanstalt Augustenberg vornehmen zu lassen, um den tatsächlichen Bedarf an Nährstoffen zuführen zu können. Von Bedeutung ist das Streuen von Kalk. Einerseits benötigen die Pflanzen den Kalk als Nährstoff, der beim Verfüttern dem Vieh wieder zugute kommt, andererseits verbessert der Kalk den Boden. Als Anhalts-

handen, um ordnungsgemäße Pflegemaßnahmen durchzuführen. An führender Stelle steht die Walze. Von Nutzen ist die Bearbeitung lockeren Grünlandes durch schwere Glattwalzen oder Stabwalzen. Durch den



Aufn.: Leop. Pfefferle

*Wiesenwalze bei der Arbeit*



Aufn.: Leop. Pfefferle, Karlsruhe

punkt für Düngergaben können je Hektar zu Grunde gelegt werden:

3 dz 40er Kalidüngesalz oder bei Auftreten von Moos 10 dz Kainit,

3,5 dz Thomasmehl oder Superphosphat, bis zu 2 dz 20%igen Stickstoffdünger und alle 3 Jahre 10–15 dz kohlen. Düngekalk.

Beschleunigt wird das Auftreten von bisher unterdrückten guten Gräsern und Schmetterlingsblütlern durch Humuszufuhr. Eine schwache Stallmistgabe oder Kompost, die im Winter gleichmäßig ausgestreut wird, schützt einmal den Aufwuchs vor Spätfrösten und fördert das Bakterienleben. Anhand von Versuchen wurde durch Kompostdüngung eine Wirkung von 3 kg Heu je 1 dz Kompost erzielt.

Neben dieser Düngung darf die Pflege des Grünlandes nicht vernachlässigt werden. Bisher sind nur wenig brauchbare Geräte vor-

Druck wird einerseits hochgefrorener Boden im zeitigen Frühjahr gefestigt, so daß Gräser und Kräuter wieder Fuß fassen können. Auf der anderen Seite gehen häßliche Unkräuter kaputt, die lockeren Boden bevorzugen. Auf mulligen Moorböden ist das Eggen giftig, sei es mit einer Wiesenegge oder dem Ritzer. Nur Grünland auf schweren Böden dankt Eggen im Frühjahr oder nach der Heuernte. Hier erfolgt ein Durchlüften des verkrusteten Bodens.

Großes Augenmerk muß der Weidewirtschaft zugewandt werden. Insbesondere garantiert in Abwechslung von Weide- und Mähnutzung verwendetes Grünland beste Bestände. Der Tritt der Tiere ist eine gute Unkrautbekämpfung. Durch Beweiden entwickeln sich die gewünschten Untergräser und Kleearten. Hier besteht die Möglichkeit, neben ausreichendem Kali, Phosphorsäure und Kalk, höchste Stickstoffgaben zu verwenden. Durch den elektrisch geladenen Wanderzaun ist die Durchführung von Mähweiden wirtschaftlich, da die Einzäunung rasch und billig von einer Fläche auf eine andere umgeschlagen werden kann. In Gegenden mit wenig Grasfläche sollte wenigstens für das Jungvieh sowie Fohlen eine Weidemöglichkeit geschaffen werden, da eine Aufzucht ohne Weidegang den Gesundheitszustand der Tiere beeinträchtigt und die Entwicklung des Körperbaus schädigt.

Im allgemeinen wird das Gras zu spät gemäht. Erst sollen alle Hackfrüchte unkrautfrei sein, bevor die Heuernte einsetzt. Bis dahin sind die meisten Gräser verblüht und

holzig geworden. Dies bedeutet große Eiweißverluste. Die günstigste Erntezeit ist, wenn die Obergräser zu blühen beginnen. Die Heuwerbung erfolgt nur auf wenigen vorbildlichen Betrieben auf Heuhütten. Die Bodenwerbung bringt mehr Verluste, vor allem an Eiweiß und bei schlechtem Wetter auch gewichtsmäßige Einbuße von 20–25%. Es ist zu berücksichtigen, daß das Gerüstrocknen nicht mehr Arbeit erfordert als Bodenwerbung, — dabei aber erstklassiges Heu liefert, auch bei Regen. Wer einmal Heu gereutert hat, läßt nicht mehr von diesem Ernteverfahren. Sorglos geht die Ernte vonstatten, unabhängig vom Wetter, und beim Verfüttern dieses Heues dankt es das Vieh durch hohe Milchleistung.

Der Bauer müßte viel mehr die Grasnarbe beobachten. Erst, wenn jeder sein Grünland tatsächlich kennengelernt hat, können Män-

gel und Fehler festgestellt werden und durch sorgfältige Pflege und Düngung beseitigt werden. Es sollten wieder verstärkt Düngungsversuche angelegt werden, ferner Beispielflächen mit ordnungsgemäßer Entwässerung sowie Pflegemaßnahmen einschließlich Nährstoffzufuhr und Lehrgräsergärten, die sämtliche Gräser und Kleearten, die auf dem Grünland vorkommen, enthalten. All diese Beispiele müssen beschildert und jedermann zugänglich sein. Neben eiweißhaltigen Gräsern sind auch nährstoffarme Pflanzen zu zeigen. Erst wenn die Denkweise beseitigt wird, das Grünland sei eine dauernd fließende Nährstoffquelle für den Betrieb, die keiner Düngung und Pflege bedarf, werden Wiesen und Weiden durch sichere und höchste Erträge eiweißreichen Futters die Grundlage bilden zur ausreichenden Ernährung unseres Milchviehs.

Dr. Gaul.



Gewöhnlich hört man die Meinung: Tiere handeln nicht aus Überlegung, sondern nur aus dem Instinkt, dem Gespür heraus. Hierin — so folgert man gerne weiter — unterscheidet sich das Tier hauptsächlich vom Menschen, dessen Handlungen wesentlich von der Vernunft, von geistigen und seelischen Kräften, deren das Tier ermangelt, geleitet und bestimmt sein sollen.

Jeder indessen, den die Gelegenheit oft mit Tieren zusammenführt, weiß, daß auch sie sich keineswegs bloß triebhaft, sondern häufig ausgesprochen „vernünftig“ erzeigen und daß aus ihrem Tun vielfältig ein inneres, ein geistiges Leben spricht, welches der menschlichen Denk- und Empfindungswelt durchaus ähnelt.

Daß dem so ist, lehrt mich mit besonderer Eindringlichkeit das Beispiel einer Gäns; eines Geschöpfes also, dessen „Dummheit“ besonders vielberufen ist, obgleich es sich schon in alter Zeit durch die Rettung des Capitols in Rom vor dem Feind hohen Ruhm verdiente.

Mein Vater war kein Tiernarr. Er fütterte und hegte zwar gewissenhaft, ja mit Liebe sein

Vieh. Aber er nahm auch immer ohne Bedenken ein Äxtli oder einen Prügel zur Hand, um einem überflüssigen Kätzlein, einem kranken Kalb oder was es sonst war, den Garaus zu machen. Er achtete alle Kreatur, aber er trieb keinen Kult mit ihr. Dies galt vor allem für sein Verhältnis zum Geflügel. Hauptsächlich die Gänse, die mochte er gar nicht leiden. Aber welcher Bauer könnte anderes von sich sagen? Welchen reizen diese Landverderber nicht immer wieder zum Zorn, wenn er ihrer Gefräßigkeit und ihren Unarten den Graswuchs, das Fallobst der Hausgärten oder auch die Sauberkeit des Hofes und selbst der Wäsche zum Opfer fallen sieht? Wen ärgert ihre bockige, störrische Unbeweglichkeit und ihr unverschämtes Fauchen nicht immer wieder? Doppelt empörend wirken diese und andere leidige Gänseeigenschaften aber, wenn man sie Tag für Tag nicht von den eigenen, sondern von des Nachbars Tieren auf seinem Grund und Boden erleben muß. Da packt einen oft ein wahrer Rache- und Blutdurst.

Fortsetzung Seite 94



Er stand im Leben wie Granit,  
Nahm Glück und Leid und Sorge mit.

Und wo er ging, und wo er stand,  
War Heimatgrund, war kernig' Land,

War auch die Erde rauh und rot,  
Er rang um Fruchtbarkeit und Brot.

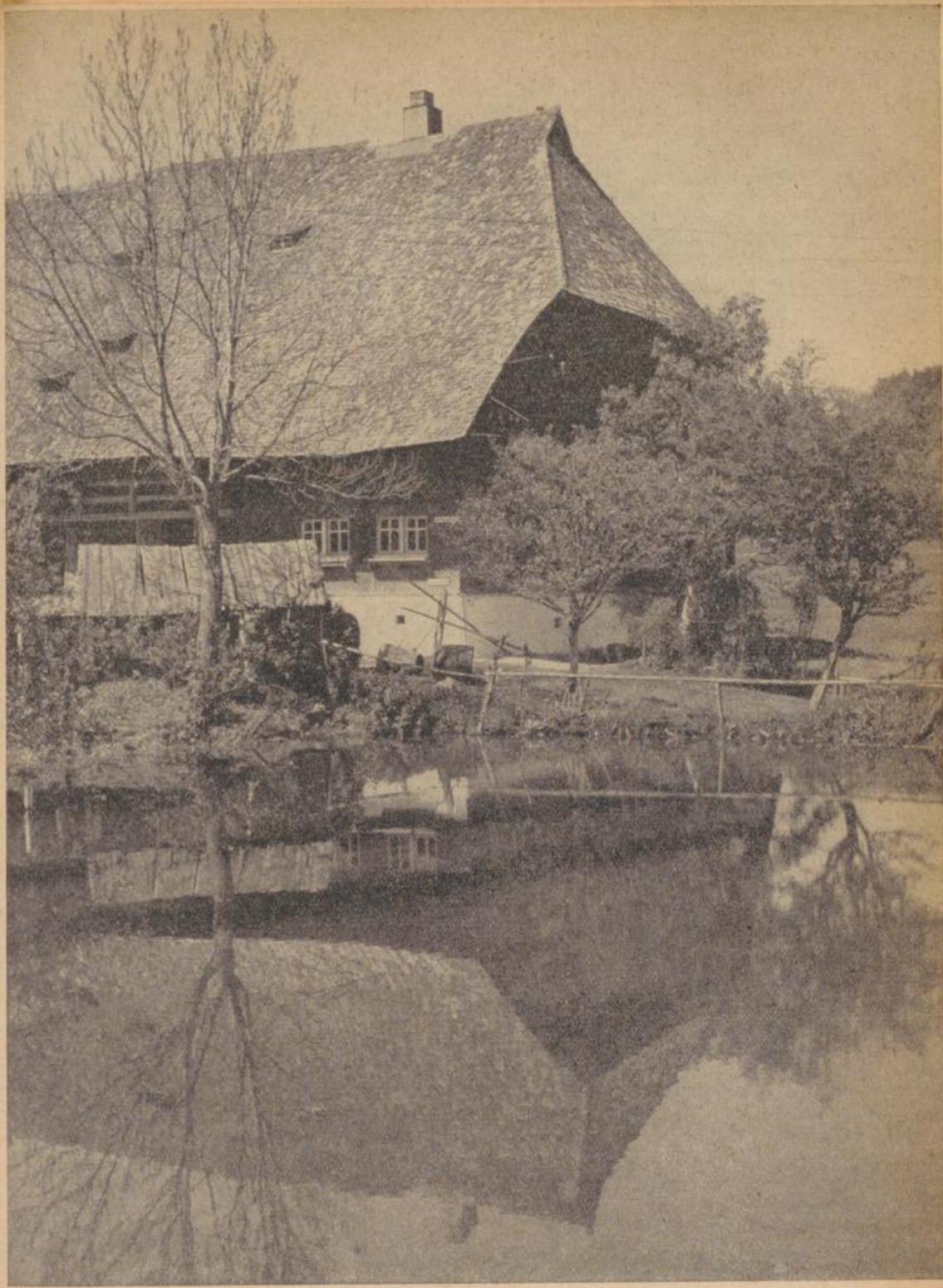
Das Herz bei Gott, die Hand am Pflug:  
Ein Bauer war er ohne Trug!

War wie die Berge froh und stark:  
Ein Schwarzwaldbauer bis ins Mark!

Der Tod hat sich nach ihm gebückt,  
Die Scholle ihn ans Herz gedrückt.

Nun ruht er still und friedlich aus  
im großen ew'gen Vaterhaus.

Stefany Boltz



Aufn.: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

*Brigachquelle (bei St. Georgen)*

*Auf den Höhen des mittleren Schwarzwaldes entspringt die Brigach, der Quellbach der Donau*

Nicht anders erging es meinem Vater mit Seilers, unsers Nachbars Gänsen. Als gäbe es keinen andern Platz für sie, weideten diese den ganzen Tag, sommers und winters, immer nur auf unsern, beim Haus gelegenen Wiesen, fraßen unsern Hühnern das ihnen gestreute Futter weg und trieben jahraus jahrein alles andre ihnen mögliche Schandwerk, zu unserm und vor allem Vaters Verdruß und Schaden. So gab es für ihn nur zwei Arten, mit diesen Tieren umzugehen: entweder beachtete er sie gar nicht, oder tat wenigstens so, vor lauter Ärger und im Gefühl absoluter Machtlosigkeit, oder er ließ doch gelegentlich die Macht von Zurufen, Steinwürfen oder Geißelhieben gegen sie wirksam werden. Aber am Zutrauen und der Anhänglichkeit jener Tiere war ihm nie etwas gelegen. Und doch wurde er eines Tages der erklärte, bevorzugte Freund eines Mitglieds von des Nachbars Gänsechar.

An einem Frühlingstag spaltete mein Vater im Hofraum des Elternhauses Kleinholz. Selbstverständlich befanden sich auch, wie gewöhnlich, Seilers Gänse in Hausnähe. Damals setzte sich die Schar aus vier männlichen und einem weiblichen Tier zusammen. Zunächst schenkte ihnen Vater keinerlei Aufmerksamkeit.

Plötzlich aber erhoben die Tiere ein mörderisches Geschrei. Ein wildes Flügelschlagen begann und ein mehrstimmiges schmetterndes Trompeten. Es entbrannte ein Kampf. Zuletzt, als der Kriegslärm gar nicht mehr verstummen wollte, schaute der arbeitende Mann doch auf und um sich. Und siehe da: drei der Gänseriche hatten den vierten, schwächsten, vielleicht aus Eifersucht überwältigt, so daß er zappelnd am Boden lag, und alle drei schnabelten auf den sich machtlos Wehrenden mordgerig ein und rissen und zerrten an ihm, als wollten sie ihm in Wirklichkeit den Rest geben. Die Gans aber, die eigentliche Veranlasserin des Streites, stand zur Seite und betrachtete, den Kopf auf- und niederwippend, neugierig das wilde Schauspiel und schäkerte den Kämpfern wie abmahnend oder anfeuernd zu.

Teils aus Verdruß über die Gegenwart der Tiere, und teils aus angeborener Parteilichkeit für die Sache der Schwachen nahm Vater schnell einen Besen, der gerade vor der Scheuer stand, eilte mit ihm auf die sich balgenden Gänseriche zu und machte dem Streit durch Zurufe und einige Stöße ein schnelles Ende. So sah sich das unterlegene, schon halb tote Tier mit einem Male von seinen Peinigern befreit. Und nun, während diese wildschreiend davon flatterten, begann es, seinem Erretter

in einer wirklich gemütvollen Weise den Dank abzustatten.

Unmittelbar nach dem kleinen Vorfall hatte Vater die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen, ohne dem Verhalten der auseinandergestobenen Schar noch Aufmerksamkeit zu schenken. Doch siehe da: kaum hatte er wieder zwei, drei Klötze zerschlagen, da rieb und fegte mit einem Male etwas an seinem Hosenbein auf und ab. Und als er sich verwundert nach dem Grund der Berührung umdrehte, da stand der zuvor von ihm beschützte Gänserich hinter ihm und schaute zu ihm auf, als wollte er sagen: „He du, von dir hätt' ich gar nicht erwartet, daß du mir hilfst! Aber ich werde dir das nicht vergessen!“ Und er vergaß es wirklich nicht, unser Gänserich. Solange an jenem Tag Vater noch am Spaltstock verblieb, verhartete das Tier unausgesetzt bei ihm, ließ sich von ihm tragen, streicheln, hinstellen und hochheben und ging und wankte nicht.

Immer wieder geschah es, daß, wenn Vater in der Nähe des Hauses schaffte, sich der Gänserich bei ihm durch das Beschnabeln eines Beines unvermittelt anmeldete. Und dann beugte sich der Mann, so gänsefeindlich er sonst war, zu dem weißen gefiederten Freund nieder, streichelte dessen Hals oder nahm ihn eine Weile auf den Arm, wie es ihm gerade gefiel. Das Tier aber duldete alles, was ihm dabei geschah, ohne zu widerstreben, und duckte nur gelegentlich unter der Liebkosung der harten schweren Hände den Kopf. Oft, wenn Fütterzeit war, trompetete der Gänserich plötzlich unter unserer Stalltür, äugte herein, und schritt alsbald voll tapferer Zuversicht durch den Gang, weder das Vieh noch sonst etwas achtend, sobald er nur den Retter von einst gewahrte oder auch bloß dessen Stimme vernahm. Oder es kam vor, daß Vater oben auf dem Misthaufen stand und einen Wagen belud, und daß der Gänserich, sich von seinen Gefährten trennend, stracks und würdevoll zu ihm hinauf stapfte, wie gewöhnlich den Kopf an des Freundes Wade rieb und in seiner Sprache dem Manne einiges zurief. Und der Vater antwortete: „So, du bischt do, Buebli!“ Und das Tier erwiderte ihm mit seinen blanken Augen: „Jo, be dier be ich halt am liebschte!“ Solange die Arbeit auf der Dungelege dauerte, blieb hernach der Gänserich bei dem schaffenden Mann stehen und schaute ihm ernsthaft und sachverständig zu. Es war ein lächerliches, aber auch zugleich rührendes Bild!

Wenn des Abends Seilers Hilde die ausgebliebenen Gänse suchte, um sie in den Stall zu holen, kam es nicht selten vor, daß sich

gerade Vaters Schützling störrisch und unfolgsam zeigte, wild vor der Treiberin herflog und um jeden Preis das Weite zu gewinnen trachtete. Dann traf es sich vielleicht, daß Vater hinzukam und dem sperrigen Tier zurief: „Hai, chum zo mieri!“ Und dann eilte dieses sicher augenblicks freudegackelnd auf den Rufer zu; er aber nahm es auf den Arm und übergab es der heranschnaufenden Nachbarin, damit sie den Flüchtling heimtrage. Weder mir noch einem andern aus meiner oder des Nachbarns Familie aber gelang es jemals, sich dem Gänserich in Freundlichkeit zu nähern.

Allen solchen Versuchen gegenüber blieb das Tier gleichmäßig scheu und unzugänglich, so sehr, wie es nur einem seines Geschlechtes möglich ist.

Die Freundschaft zwischen ihm und Vater dauerte vom Tage ihrer unverhofften Entstehung bis in den Spätherbst hinein an, ohne daß sie in diesem halben Jahr einen von den geschilderten Zügen einbüßte. Dann wurde das Tier mit samt seinen Genossen von den Nachbarn nach auswärts verkauft. Die Idylle, deren Mittelpunkt es bildete, fand damit ihr Ende.

## BODENREFORM

Bodenreform, bezeichnet im engeren, eigentlichen Sinn die vornehmlich den städtischen Grundbesitz betreffenden Bestrebungen des Bundes Deutscher Bodenreformer; will die Bildung von unsozialen Grundrenten verhindern und schon entstandene der Gesamtheit nutzbar machen. Im weiteren Sinn einer Agrarreform meint man heute mit Bodenreform auch die Neuordnung der Besitz- und Nutzungsrechte am Boden, seine gerechte Verteilung ohne Schmälerung des Ertrags, eine wesentliche Voraussetzung für die Lösung der sozialen Frage und des Flüchtlingsproblems. Radikale Bodenreformer fordern Verstaatlichung des Bodens, die gemäßigten Bereitstellung von Boden für Siedlungszwecke, wobei die bestehenden Besitzverhältnisse auf gesetzlichem Wege nur soweit geändert werden sollen, als für die Erfüllung der Siedlungsaufgaben erforderlich ist.

Bestrebungen zur Bodenreform gab es stets und überall. In Deutschland gründete Adolf Damaschke 1898 den „Bund Deutscher Bodenreformer“. Die Weimarer Verfassung sah die Möglichkeit der Enteignung von Grundbesitz zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung, zur Urfarmachung und zur Hebung der Landwirtschaft vor. Mit Hilfe des entsprechenden Reichsiedlungsgesetzes von 1919 wurden z. B. 1930 fast 10 000 Bauernstellen geschaffen. Reichsnährstandsgesetzgebung und Erbhofrecht erschwerten nach 1933 die Landbeschaffung. Seit dem zweiten Weltkrieg ist eine durchgreifende Bodenreform noch vordringlicher, besonders wegen des Bevölkerungszustroms aus den Ostgebieten. Je nach Auffassung der gesetzgebenden Stellen und entsprechend den besonderen Bodenbesitz-

verhältnissen fand das Problem in den einzelnen Zonen unterschiedliche Behandlung. In der russischen Zone wurden bis Ende 1946 bereits mehr als 7000 über 100 Hektar große Güter mit insgesamt 2,7 Mill. Hektar entschädigungslos enteignet und in etwa 400 000 Neubauernstellen von 5–8 Hektar aufgeteilt. Für die Länder der drei westlichen Zonen sind Bodenreform- und Siedlungsgesetze teils schon verabschiedet, teils in Vorbereitung; sie sehen in erster Linie eine Landabgabe des Großgrundbesitzes (über 100 bzw. 150 Hektar, bei angemessener Entschädigung) und die Heranziehung des Grundbesitzes der früheren Wehrmacht, der ehem. NSDAP, ihrer Gliederungen und ihrer Mitglieder (soweit gegen sie Einziehung des Vermögens angeordnet ist) zur Landbeschaffung für bäuerliche Siedlung und für Volksheimstätten vor.

Ausland: In Rußland seit 1917 Beseitigung des privaten Grundeigentums. Nach dem ersten Weltkrieg Bodenreformgesetze in Polen, Litauen, Lettland, Estland, Rumänien, Griechenland, Jugoslawien und Tschechoslowakei (meistens Festsetzung von Höchstgrenzen für den einzelnen Grundbesitz); 1946 in Ungarn Aufteilung aller Güter von mehr als 40 Hektar; auch in Japan Bodenreformgesetz in Vorbereitung, da die Hälfte des anbaufähigen Bodens in Händen des Großgrundbesitzes.

\*

Dieser Aufsatz ist dem Lexikon „Der neue Herder“ entnommen, ein im Verlag Herder, Freiburg, jetzt erschienenenes Nachschlagewerk mit 65 000 Stichwörtern.

Gebildet ist der, der weiß, wo er das findet, was er nicht weiß!

# Tierisches und menschliches Seelenleben

Von Dr. Konrad Eilers

Tiere und unmündige kleine Menschenkinder haben in seelischer Beziehung eine gewisse Ähnlichkeit miteinander. Beide kennen z. B. keine Todesfurcht, weil sie keinen Begriff vom Tode haben. Solange das Menschenkind nicht begrifflich denken kann, steht sein Seelenleben in diesem Punkte noch auf der Stufe des Tieres. Erst im Laufe seiner weiteren geistigen und seelischen Entwicklung erhebt sich der Mensch nicht nur graduell, sondern wesentlich über die animalische Stufe des Tieres, lernt begrifflich denken, in logischem Zusammenhang denken und sprechen, moralisch, religiös und künstlerisch empfinden und erreicht damit erst die Stufe, die dem Menschen allein vorbehalten ist. Das Tier weiß nichts von einer Wissenschaft, die weiter nichts will als die Wahrheit erforschen. Es weiß nichts von einer Moral, die nach dem sittlich Guten strebt, nichts von einer Religion, durch die des Menschen Seele sich mit einer höheren, übersinnlichen und ewigen Welt verbunden fühlt, auch nichts von einer Kunst nur um des Schönen willen. Alle diese Gebiete liegen außerhalb des tierischen Verstehens und Empfindens und kommen daher für sein Seelenleben nicht in Betracht.

Zwar kann man auch beim Tier in gewissem Sinne von Kunst reden, denken wir z. B. an die bewundernswerte Fertigkeit der Vögel beim Nestbau und die mancherlei technischen Fertigkeiten der Insekten, wie etwa der Bienen. Man kann den Tieren auch einen gewissen Schönheitssinn nicht absprechen. Denn in den Beziehungen der Geschlechter zueinander während der Paarungszeit spielt zweifellos die äußere Gestalt, das Aussehen, die Stattlichkeit und körperliche Kraft, z. B. bei den Hirscharten, die Farbenpracht des Federnkleides und der Balzgesang bei den Vögeln eine entscheidend mitwirkende Rolle. Nur darf nicht übersehen werden, daß die in dieser Beziehung feststellbaren Empfindungen der Tiere immer sinnlich bedingt sind, auf das Gebiet des Sinnlichen beschränkt bleiben und niemals die geistige Höhe menschlicher Kunst- und Schönheitsempfindung erreichen können. Das Tier kann sich niemals zur Erfassung des „an sich“ der Dinge erheben, weil ihm die Begriffe dazu fehlen.

Noch deutlicher zeigt sich die geistig-seelische Unterlegenheit des Tieres gegenüber dem Menschen im Fehlen einer artikulierten und logisch gegliederten und aufgebauten Sprache und deren Verwendung über den nächsten Zweck der Verständigung hinaus zu kunstvoller Poesie. Eine rein sachlich, die Wirklichkeit und das Wesen der Dinge untersuchende und erforschende Wissenschaft, ein Empfinden für Moral und Religion — höchste Stufe menschlichen Seelenlebens — sind beim Tier undenkbar. Wohl kann man auch bei ihnen gelegentlich gegenseitige Hilfsbereitschaft und Hilfestellung beobachten, wie z. B. die Lock- und Warnlaute der Tiere zeigen. Ja, es kann sogar beobachtet werden, wie gesunde Tiere kranken oder verletzten Artgenossen zu helfen sich bemühen, z. B. sich fortzubewegen, um Feinden zu entgehen. Ganz besonders kann auf die deutlich erkennbare Fürsorge der Eltern für ihre Jungen hingewiesen werden. Man hat auch beobachtet, daß Tiere kranke Artgenossen, die nicht mehr lebensfähig sind, töten und sie dadurch von weiteren Leiden befreien. Bei größeren Zugvögeln, wie Störchen kommt das gelegentlich vor. Freilich darf man hierbei nicht auf bewußt moralische Motive schließen. Denn so sehr man dieses Naturverhalten bewundern kann und muß, wird man doch bei der Einsicht bleiben müssen, daß auch dieses scheinbar moralische Verhalten der Tiere sinnlich bedingt und auf Instinkte zurückzuführen ist. Das Tier empfindet wohl rein triebmäßig-instinktiv, was im Augenblick und im Einzelfall naturgegeben und in diesem Sinne richtig und zweckmäßig ist, aber es kann niemals erfassen, was an sich sittlich gut ist. Noch weniger darf man religiöse Empfindungen beim Tier vermuten. Es ist gewiß ein poetisch hübscher Gedanke, den jubelnden Morgengesang der zum Himmel aufsteigenden Lerche als eine Lobpreisung des Schöpfers zu deuten. Aber wir können nicht annehmen, daß dies mit Bewußtsein geschieht, und müssen uns damit begnügen, darin eine Äußerung der naturhaften Lebensfreude zu sehen. Damit werden wir gewiß auch dies zu den „Wundern“ der Natur zählen dürfen, die wir als Menschen in der Schöpfung staunend erkennen.

Darin, daß dem Tier Moral, Religion, Wissenschaft, Kunst und Sprache im menschlichen Sinne fehlen, liegt zweifellos der wesentlichste Unterschied des Tieres vom Menschen. Nur der durch sein persönliches Selbstbewußtsein sich von der übrigen Schöpfung unterscheidende, über sich selbst und den gesamten Weltzusammenhang nachdenkende Mensch kann sich über das rein Animalische erheben, sich höhere geistig-seelische Ziele in Wissenschaft, Kunst, Moral und Religion setzen und sich bewußt in das wunderbare Weltall einordnen. Trotzdem soll unsere Ehrfurcht, um mit Goethe zu reden, nicht nur dem, was über uns ist, auch nicht nur dem, was uns gleich ist, gelten, sondern auch dem, was unter uns steht, also auch dem Tier! Wenn der Kreatur auch alles fehlt, was den menschlichen Geist und die menschliche Seele vor dem Tier auszeichnet, so wird doch der wirkliche Tierkenner und -freund nicht etwa gering-schätzig auf das Tier herabschauen. Vielmehr wird er es als seine Pflicht ansehen, das Tier in seiner ihm vom Schöpfer verliehenen Eigenart zu achten und zu lieben. So sinn-widrig und dem Schöpfungsplan zuwiderlaufend es wäre, wollte man die Tiere vermenschlichen und ihnen Eigenschaften und Fähigkeiten zuschreiben, die sie in Wirklichkeit nicht besitzen, so wird der wirkliche Tierfreund um so mehr die Fähigkeiten und Leistungen des Tieres bewundern, durch die es dem Menschen weit überlegen ist, vor allem seine unvergleichliche hohe Sinnesschärfe und seine erstaunlichen Instinktleistungen!

Der Mensch aber muß sich hüten, auf die rein animalische Stufe des Tieres zurückzusinken oder gar — unter sie. Diese Gefahr besteht für den Menschen, wenn er mit Bewußtsein „unmenschliche“ Verbrechen, bewußte Roheiten Grausamkeiten und moralische Perversitäten begeht, wie sie bei keinem Tier vorkommen und seiner Natur nach auch gar nicht vorkommen könnten. Weil sein gesamtes Verhalten rein naturhaft geregelt ist und ihm jedes moralische Bewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl fehlt, können natürlich auch an dieses keine moralischen Maßstäbe angelegt werden. Soweit Tiere in der Gemeinschaft mit Menschen leben wie unsere Haustiere, besonders Hunde und Pferde, und zu Dienstleistungen für den Menschen benutzt werden, ist ihr Verhalten ja auch nicht etwa durch moralische Empfindungen, Pflichtbewußtsein und Verantwort-

lichkeitsgefühl bestimmt und geregelt, sondern durch die auf Dressur, Strafen und Belohnungen beruhende Gewöhnung. Und es ist schon erstaunlich genug, wieviel Nützliches und Wertvolles auf diese Weise dem „unvernünftigen“ Wesen abgewonnen werden kann, und wieviele kluge, schöne und gute Eigenschaften der Tierseele dabei offenbar werden. Wir brauchen nur dabei an unsere besten Freunde unter der Kreatur zu denken, unsere Hunde. Jeder erfahrene Jäger weiß davon zu erzählen, nicht nur von den auf Sinnesschärfe, Dressur und praktischer Erfahrung beruhenden wunderbaren Leistungen, sondern auch von seelischen Eigenschaften, für die nur anthropomorphe, menschliche Begriffe wie Treue, Liebe und Pflichtbewußtsein zur Verfügung stehen.

Jeder Tierfreund und -kenner wird es immer als Beleidigung des Tieres empfinden und mit Entrüstung ablehnen, wenn seine Namen dazu mißbraucht werden, häßliche und schlechte Eigenschaften von Menschen zu kennzeichnen, z. B. „gemeiner Hund“ oder „Schweinehund“. Selbst die Bezeichnung eines unsauberen Menschen als „Schwein“ ist unbegründet, wenn dabei nicht nur an natürlichen, äußeren Schmutz gedacht wird, sondern an moralischen Schmutz, wie er keinem Tier, wohl aber gewissen Menschen anhaftet. Übrigens wühlt nicht nur das Schwein im Schlamm, sondern auch der gern und mit Recht als „edel“ bezeichnete Hirsch, wenn er in der Brunftzeit die Suhle aufsucht und sich darin wälzt, um gewissermaßen ein Moorbad zu nehmen. Auch die zahme Ente treibt sich bekanntlich mit Vorliebe im ärgsten Schmutz und Schlamm der Gosse herum, ohne daß es ihr irgendwie als Schande angerechnet werden kann. Man lasse also die Tiere ruhig Tiere sein und sich nach der ihnen verliehenen Eigenart benehmen. Der Mensch aber soll sich immer menschenwürdig verhalten und sich durch sein geistiges Wesen vom Tier unterscheiden, aber nicht moralisch unter dessen Stufe sinken.

Wenn wir einen Vergleich zwischen dem tierischen und menschlichen Seelenleben ziehen wollen, so können wir etwa sagen: Der Mensch als solcher (nicht jeder einzelne Mensch!) steht durch seine geistigen und seelischen (wissenschaftlichen, künstlerischen, moralischen und religiösen) Eigenschaften und Fähigkeiten über dem Tier, aber er kann auch auf die rein animalische Stufe des Tieres und sogar unter diese sinken, wenn er sich men-

schenunwürdig benimmt. Das Wesen des Menschen hat auch eine animalische Seite und ist durch diese mit dem Tier verbunden. Er kann diese animalische Seite seines Wesens durch seinen Geist, seine Vernunft und seinen moralischen Willen beherrschen, unter Umständen aber auch die Macht darüber verlieren und eben dadurch unter die animalische Stufe sinken. Das Tier hat neben seinen außerordentlichen körperlichen und sinnlichen Fähigkei-

ten, durch die es dem Menschen größtenteils weit überlegen ist, auch wertvolle seelische Eigenschaften und Fähigkeiten aufzuweisen. Aber es bleibt, was es ist, nämlich ein naturgebundenes, rein animalisches Wesen. Das ist seine Unterlegenheit gegenüber dem Menschen, aber in gewisser Weise auch sein Vorzug.

Aus Heft 5/1949 des Kosmos — Handweiser für Naturfreunde — Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart.

## Brotgewinnung im Wandel der Zeiten

*Oberlandwirtschaftsrat i. R. J. Mader in Karlsruhe*

Die Not hat den heutigen Menschen wieder die Bedeutung der bekannten Bitte des Vaterunsers um das tägliche Brot zum Bewußtsein gebracht. Die Sorge um das tägliche Brot, um die Sicherstellung der Ernährung, ist immer die Hauptsorge der Menschen gewesen. Brot im eigentlichen Sinne, wozu der Ackerbau das Getreide liefert, hat zu allen Zeiten die Grundlage der Nahrung gebildet. Erst in der Neuzeit sind die in Deutschland noch nicht 300 Jahre angebauten Kartoffeln ein wichtiger Bestandteil der Nahrung, und in der Not vielfach die Hauptnahrung geworden. Bevor es Kartoffeln gab, ist unseren Vorfahren in Deutschland die Beschaffung einer ausreichenden Nahrung nicht leicht gewesen, und vielfach ist sie in heißen oder nassen Jahren oder durch Kriegsereignisse gefährdet worden.

Über die vorgeschichtliche Zeit läßt sich nur ein Bild gewinnen aus den Funden, die aus Überresten von Siedlungen oder auch aus Gräbern herrühren. Daraus läßt sich als früheste Zeit des Ackerbaues in Deutschland die jüngere Steinzeit feststellen. Als Steinzeitalter bezeichnet man die vorgeschichtliche Zeit, in der die Menschen noch keine Metalle kannten, aber schon aus Holz und harten Steinen, später auch aus Knochen einfache Werkzeuge und auch Waffen herzustellen wußten.

Die jüngere Steinzeit wird von der Wissenschaft etwa in die Zeit von 3000 bis um 2000 Jahre vor Chr. gelegt. Manche Forscher rechnen als Beginn derselben schon etwa 4000 Jahre v. Chr. oder noch früher. Wohl ist anzunehmen, daß auch schon vorher, in der älteren Steinzeit, in Deutschland Menschen gelebt haben. Eine stärkere Besiedlung hat aber nicht bestanden; die wenigen Menschen haben in der primitivsten Weise

gelebt, sie hatten keine festen Wohnsitze und beschafften sich ihre Nahrung durch Jagd und durch Sammeln von Früchten und wildwachsenden Pflanzen.

Von dieser ältesten und primitivsten Form des Daseins hebt sich die schon ziemlich hoch entwickelte Kultur der jüngeren Steinzeit deutlich ab. Die Menschen waren jetzt sesshaft und hatten nach unseren Begriffen eine schon gut entwickelte Landwirtschaft. Ein allmählicher Übergang aus den einfachsten Verhältnissen der vorausgegangenen Zeit zu der schon verhältnismäßig hochstehenden Kultur der jüngeren Steinzeit ist nirgends gefunden worden, weshalb vermutet wird, daß die Menschen der jüngeren Steinzeit aus dem Osten, etwa der Donau folgend, eingewandert sind und die Pflugkultur, wie sie auch genannt wird, mitgebracht haben, deren Heimat vielleicht Vorderasien ist.

In unserer engeren Heimat, im Südwesten von Deutschland, konnten Siedlungen aus der jüngeren Steinzeit u. a. nachgewiesen werden in der Gegend von Heidelberg, auf dem Michelsberg bei Untergrombach, in der Nähe von Freiburg, bei Großgartach in Württemberg; auch die Pfahlbauten am Bodensee und an Seen in der Schweiz gehören in diese Zeit. Die Menschen wohnten bereits in festen Siedlungen und hatten Hütten, die sie aus Holz, Flechtwerk und Lehm gut und wohnlich herzurichten wußten. Die Ansiedlungen sind offenbar den von Natur waldfreien Gebieten gefolgt und finden sich darum in Landstrichen mit Lößboden und Sandboden. Ein Ackerbau war mit den ganz primitiven Geräten nur auf diesen leichten Böden möglich.

Die Landwirtschaft der jüngeren Steinzeit hatte Ackerbau und Viehhaltung. An Haustieren wurden Rinder,